

H. L.

703

62. I. 83/6

H. l.

703

K r i t i k

der

Abhandlung F. H. Jacobi's:

U e b e r

gelehrte Gesellschaften, ihren Geist
und Zweck.

Von.

Karl Rottmanner

der fr. Künste Doctor.

Zweyte Auflage.

L a n d s h u t,

bey Jos. Thomann, Buchdrucker und Buchhändler.



Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

LESSING.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die Absicht des Verfassers gegenwärtiger Kritik war nicht eine Recension in gewöhnlichem Sinne zu liefern. Diese Art von Beurtheilung wäre ihm zu gemein, der Gegenstand selbst aber so behandelt viel zu unbedeutend gewesen. Ihm genügte es nicht, über die gewählte Schrift irgend eine günstige oder ungünstige Meinung zu äußern, er wollte vielmehr die darin vorherrschenden Ideen mit jenen der Philosophie zusammen stellen, und das Verhältniß die-

ser Abhandlung zu dem gegenwärtigen intellectuellen Streben in einem Lande darstellen, wo es ernsthafter als irgendwo um wahre Bildung zu thun ist, eben darum aber auch die verschiedenen Elemente der deutschen Cultur in entscheidendem Kampfe begriffen sind. Dadurch bekam er Gelegenheit, nicht nur bey der Culturgeschichte überhaupt, sondern vorzüglich auch bey ihrem gegenwärtigen Zustande mit grösserer Aufmerksamkeit zu verweilen, und es schien ihm dies um so wichtiger, als nur durch vollkommene Kenntniss der Gegenwart eine bessere Zukunft begründet oder wenigstens früher herbeygeführt werden kann.

Es scheint noch lange nicht bekannt genug, dafs wir in der Zwischenzeit einer vergehenden und einer Neubeginnenden Weltgestaltung leben, so augenscheinlich auch alle Begebenheiten dem unbefangenen Forscher diese Bemerkung aufdringen müssen. Mit der Reformation begann in Europa die Auflösung der germanischen Periode, und vollendete sich bis auf unsere Tage immer

mehr und mehr. Die Reformation zerrifs das allgemeine Band, welches Teutschland und Europa umschlungen hatte; durch sie verlor sich die harmonische Einheit alles geistigen und politischen Lebens, und löste sich in die chaotische Masse ihrer verschiedenen Bestandtheile auf. Dafs eine höhere Macht die streitenden Kräfte wieder versöhnen, dafs aus den feindlichen Fluthen eine *neue Liebe* eben so herrlich als jene frühere hervorgehen möchte — wer hätte nicht besonders in unsern Tagen lebhafter als je den gerechten Wunsch gefühlt?

In solchen Zeiten der Auflösung und Wiederbelebung ist aber nothwendig die *Philosophie* das reinigende Feuer, in dem die alten Formen als solche sich verzehren, und aus welchem die neue Schöpfung rein und verklärt hervortreten mufs. In die Arme der höchsten Erkenntnifs flüchtet sich das Schönste und Herrlichste, während es aus der Oeffentlichkeit des Lebens sich zurückziehen mufs, und von ihr

erwartet es Schutz und Vertheidigung gegen die Angriffe derjenigen, welche willkührlich oder unwillkührlich in das Treiben der Beschränktheit verflochten sind. Jedem also, dem das Vermögen der Philosophie zu Theil ward, ist es Pflicht, nicht nur sein Innres dem Strahle der ewigen Wahrheit zu erschliessen, sondern das erfreuliche Licht auch in That und Kampf zu vertheidigen und zu verbreiten. *Die Philosophie muss in solchen Zeiten in's Leben übergehen*, jeder Höhergebildete muss in seiner Sphäre, auf seine Weise zur Vertilgung des Untauglichen mitwirken, wenn er nicht blos als Gelehrter glänzen und eitel über Andere sich erheben will.

In dem Lande nun, wo diese Kritik erscheint, und wo die ersten bedeutenden Keime eines schöneren geistigen Strebens sich zeigen, ist es vor allem nöthig, auf den *Unterschied der früheren und neuesten Geistesbildung* in Teutschland aufmerksam zu machen. Jene gehört mehr dem nördlich-protestantischen Teutschland an, und trägt

als solche bey all dem einzelnen Guten, das sie geleistet hat, doch im Allgemeinen den Charakter des neuern Protestantismus selbst, d. h., den der Einseitigkeit, der blossen Verstandesmässigkeit, des Mangels an höherem Sinn und Leben an sich. Das Mangelhafte, Unbefriedigende und Leblose dieser Art von Bildung, welche sich lange Zeit für die höchste hielt, auch im Süden zur Sprache zu bringen, wie es im Norden durch treffliche Männer schon früher geschehen ist, dazu gab uns die Erscheinung dieser *Jacobischen* Abhandlung Gelegenheit, in der sich das Charakteristische derselben noch völlig unverändert ausgesprochen hat.

Letztere aber, die neuere Bildung, zwar gleichfalls im nördlichen Teutschland erwacht, aber fast gleichzeitig in den Süden verpflanzt und da genährt, ist eine allgemein - also *wahrhaftteutsche*, oder, was vielleicht das nämliche sagt, *universelle*, philosophische. Diese ist es vorzüglich, auf deren Beförderung diejenigen ihr Augen-

merk richten müssen, denen die intellectuelle Cultur im südlichen Teutschland anvertraut ist, wenn zuletzt nicht alles auf eckle Nachahmung und Wiederhohlung des Veralteten hinauslaufen soll. Das Wenige, welches das kotholische Teutschland in Hinsicht der ehemaligen nordischen Bildung noch nachzuhohlen haben möchte, soll es sich wohl dankbar aneignen, aber zugleich mit jenem natürlichern Sinne und wärmeren Leben vermählen, die sich bey geringerer äusserer Politur und Gelehrsamkeit eben darum in ihm desto reiner und unverdorbener erhalten haben. Das nördliche Teutschland hat sich zuerst von dem übrigen ab esondert, es hat den Gegensatz in unsre alte Verfassung geworfen, und sie fremden Völkern zum Spiele gegeben. Es ist unteutsch geworden *), denn

*) Dafs unter dem Worte *nördliches und protestantisches Teutschland* hier und im Verlaufe der Schrift nicht sowohl die Nation als vielmehr derjenige Theil derselben, der sich für den gebildeten hält, gemeint sey, also die Mehrzahl der Gelehrten, Pastoren, Superintendenden, Politiker, Zeitungsschreiber u. d. gl.

es hat das muntre frische Leben mit totem Mechanismus, den hohen Sinn und das tiefe Gemüth unsrer Ahnen mit kalter Verständigkeit vertauscht. Es hat zuerst fremde Sitte nachgeahmt, sich in ausländischer Eitelkeit und entnervender Verfeinerung gefallen und die Anhänglichkeit an den alten Glauben, den schlichten, natürlichen Sinn seiner Nachbarn auf mannichfaltige Weise mißkannt und verachtet. Es ist an ihm, zurück zu kehren, wenn wieder von Teutschheit die Rede seyn soll, und wenigstens auf geistige Wiedervereinigung anzutragen. Aber glaubet ja nicht, dieß dadurch bewirken zu können, daß ihr dem Süden eure gewöhnliche Denkart aufzudringen und den Geist seiner Völker nach herrschenden Begriffen umzumodeln sucht. Wir

bedarf bey Vernünftigen wohl keiner Erwähnung. Unter den Männern, die schon früher ähnliche Urtheile mit uns über diesen Gegenstand geäußert haben, nennen wir nur, um aller andern entbehren zu können, einen *Lessing* und *F. Schlegel*. Es wäre zu bedauern, wenn unsre Schrift erst Manchen auf die Werke dieser Beyden aufmerksam machen sollte.

möchten sonst gar leicht demjenigen, was ihr bisher geleistet, eine schönere, von euch zerstörte Welt entgegensetzen und euch zurufen: So lange ihr uns diese herrliche nicht wiederbringt, oder eine neue zu schaffen vermögt, eben so reich an Geist und Leben, an Kraft und Enthusiasmus, an Tugend, Poësie und Religion, so lange können wir euch nicht als unsre Meister anerkennen, so lange wollen wir unsre eignen Wege gehen, und lieber dahin uns wenden, wo wenigst Thätigkeit und Lebensmuth sich regt, als euren Borussiaismus für Teutschheit, eure einseitige Cultur für absolute Gebildetheit halten. Mit andern Worten: Nur *ein dritter, höherer Geist*, nur eine gänzliche Umgestaltung der intellectuellen Bildung, nur ein neues schöneres Leben kann wieder Ein Teutschland bilden, Ein Germanien, Ein Europa. —

Der Verfasser bittet übrigens den geneigten Leser, dafs er mit Unbefangenheit diese Schrift, die nichts anderes zur Absicht hat, als das freymüthige Urtheil ih-

res Verfassers über einen *gelehrten* Gegenstand dem unparteyischen Publikum vorzulegen, in die Hand nehme und durchaus keinen äusseren, der Wissenschaft fremden Zweck ihr unterlege. Nur vor dem Forum der Wissenschaft möge die Schrift geprüft werden, nur der Gelehrte möge entscheiden, ob der Verfasser befugt war, die Sache der Wahrheit zu führen, und ob er sie so geführt habe, wie es dem Gelehrten geziemt. Dafs ein junger Gelehrter gegen einen ehrwürdigen Veteran der deutschen Literatur auftritt, ist nicht Dreistigkeit, sondern Freymüthigkeit, die nicht nach der Person, dem Alter und den äusseren Verhältnissen fragt, sondern allein nach Wahrheit strebt; dafs er sich öffentlich gegen die philosophischen und historischen Ansichten eines so geschätzten Hauptes einer ehrwürdigen Gelehrten-gesellschaft erklärt, kann gleichfalls hier nicht in Betracht kommen, da der Verfasser die Rede des Hn. Jacobi nicht als *akademische* Rede, nicht als Abhandlung des *Präsidenten der königlichen Akademie* betrachtet, sondern sie

lediglich als die Schrift eines Gelehrten, also von ihrer wissenschaftlichen Seite beurtheilt, ohne auf den Namen, den Stand und die anderen Verhältnisse ihres Verfassers Rücksicht zu nehmen; denn alles dieses liegt ausserhalb des Gebietes der Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Der Verfasser wird daher auch nur auf solche Gegenklärungen antworten, welche den Gegenstand selbst betreffen, von anderen Erklärungen und Einwürfen aber, die ausser der Sphäre der Wissenschaft liegen, keine Notiz nehmen. Manche Aeusserungen endlich über Deutschlands politische, religiöse und literarische Bildung konnte der Verfasser als Baier nicht unterdrücken; denn schon längst ward sein Nationalgefühl durch den eitlen Hochmuth mancher norddeutschen Gelehrten erregt, ja empört. Er wagt es daher, seinen Unmuth darüber vor dem vaterländischen Publikum laut zu bekennen; denn das norddeutsche Publikum wird begreiflicher Weise über diesen Gegenstand ganz anderer Meinung seyn.

Voll Vertrauen, daß diese Schrift ein gerechtes, die Wahrheit prüfendes und für sie empfängliches Publikum finden werde, legt sie der Verfasser als die Erstlinge seiner Muse auf den Altar seines Vaterlandes, ihm schönere Gaben gelobend, wann die Götter ihre Huld ihm schenken.

München, den 30. Oct.

1807.

Rottmann.

Vorrede zur zweyten Auflage.

Das Interesse, welches diese Schrift bey dem teutschen, besonders vaterländischen, Publikum fand, machte die Veranstaltung einer zweyten Auflage nothwendig. Das Ganze erscheint übrigens, von Druckfehlern gereinigt, in seiner frühern völlig unveränderten Form, welche vielleicht manchem auffallen mag, der entweder nicht darauf Rücksicht nimmt, dafs diese Schrift zum Theil für das Leben bestimmt war, oder der jene Sphäre des Lebens nicht kennt, in welcher sie wirken sollte.

Oeffentliche Urtheile darüber sind dem Verfasser noch nicht zu Gesicht gekommen. Obwohl er nicht zweifelt, dafs seine Schrift sich der Prüfung tiefer und würdiger Denker erfreuen dürfe, so sieht er doch im Voraus, dafs auch manche Aeusserungen über sie erscheinen werden, deren Ton und Beschaffenheit er sich selber vorstellen kann, wenn er das Verhältnifs seiner Kritik zu den verschiedenen Richtungen der gegenwärtigen deutschen Literatur betrachtet. Aber auch diese Urtheile werden ihm wenigstens in so ferne interessant seyn, als sie ihm Gelegenheit geben werden, manches umständlicher nachzuweisen, was früher nur berührt werden konnte, und vielleicht in einer eigenen Schrift den Geist und die Bedeutung der neuesten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur und Journalistik genauer zu erklären. Es ist vor Allem nöthig, dafs das Publikum zur allgemeinen Kenntnifs des innern geistigen Strebens unsrer Tage komme, damit es so zur eigenen Würde und Selbstständigkeit gelangen, und nicht der

Willkühr und den Absichten Einzelner mehr
Preis gegeben werden könne.

Gott bewahre übrigens diese Schrift
nur vor jenen mattherzigen Vermittlern,
die, wie nach Hrn. Jacobi der Verstand,
„das Gemüth stillen, damit es klug werde.“

München, den 14. Nov.

1807.

Der Verfasser.

Wer in unsern Tagen, wo die Philosophie wieder zu ihrer alten Würde, zur Vernunftansicht der Dinge zurückgeführt ist, über geistige Bildung und Bildungsanstalten ein bedeutendes Wort sprechen will; dem wäre es allerdings zu wünschen, daß er sich entweder zu jener höheren Stufe vorher erschwingen, oder seine Stimme über dergleichen Gegenstände lieber gar zurückhalten möchte. Was wir daher von vorliegender Abhandlung Jacobi's in eigentlich philosophischer, d. h., wissenschaftlicher Hinsicht erwarteten, war, wir gestehen es aufrichtig, wenig oder vielmehr gar nichts. Bekanntlich bildeten sich in Teutschland von Leibnitz bis auf unsere Zeiten eine Menge sogenannter philosophischer Systeme, die ihren Glanz und ihr prekäres Daseyn nur so lange erhalten konnten, als nicht die Vernunft in ihre Rechte wieder eingetreten war. Kaum aber war dieß geschehen, so mußten sie als philosophische Systeme nothwendig in ihr eigenes Nichts zerfal-

len, da sie, nur in irgend einer besondern Ansicht des Verstandes, im Gefühl oder Glauben gegründet, keines wahren, in sich bestehenden Lebens sich erfreuen konnten. Zu jenen misslungenen philosophischen Versuchen gehört denn auch die Lehre Jacobi's, welche, die Nichtigkeit der blossen Reflexion zwar ahndend, aber dennoch unfähig, sich über die Ansicht derselben zu erheben, die Welt und den Menschen auf endliche, bedingte Weise erfafst, diesen aber Gott als das Höchste, Unendliche wesentlich entgegengesetzt, dessen Wirklichkeit durch keine Gründe erschlossen, wohl aber durch das Gefühl und *einen auf Zeugnissen beruhenden* Glauben anerkannt werden könne. Seine Philosophie also, verzweifelnd, das Ewige und Unendliche auch in der Natur und im Geiste zu finden, endigt, wie nach dem Ausdrücke eines unserer geistreichsten Denkers sein Woldemar, „mit einem salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit;“ und der Geist seiner Lehre ist eigentlich nicht philosophisch, sondern positiv - religiös (auf Zeugnissen beruhender Glaube), d. h., *theologisch*, und als solcher *protestantisch-theologisch*, in der Subjektivität und der bey ihm sich selbst vernichtenden Reflexion gegründet,

Wenn wir also, bekannt mit dem Geiste Jacobi's, in wissenschaftlicher Hinsicht, wie gesagt, hiebey keine sonderliche Erwartung hegen konnten: so glaubten wir auf Eines mit desto grösserer Zuversicht rechnen zu dürfen, was uns eben die Schriften dieses Mannes dennoch so anziehend und lesenswürdig gemacht hatte. Es ist dieß nämlich nichts anders, als jene schöne Individualität, jenes freye, heitere, in sich gegründete Gemüth, das das Unendliche mehr auf poetische Weise in der Liebe und Tiefe des Gefühls zu erfassen strebt. Aber auch hier (wir berufen uns auf das Gefühl jedes unbefangenen Lesers) wird die Erwartung nur zu sehr getäuscht, und nur in sehr wenigen Stellen möchte man diese Abhandlung den übrigen Werken ihres Verfassers an die Seite setzen können. Ohne Leben und Kraft, unphilosophisch, aber im Scheine der Philosophie, voll gelehrter Citaten, Anekdoten und Beylagen, hinter denen die eigne Meinung Jacobi's wie hinter Mauern und Gräben sich verbirgt, wiederhohlt sie uns längst bekannte Dinge in einem meist trocknen und schwerfälligen, manchmal geschraubten und rhetorischen Style.

Damit man uns aber nicht den Vorwurf mache, als behaupteten wir Dinge, die wir nicht be-

weisen hönnten; so gehen wir von dieser kurzen, allgemeinen Charakterisirung zur näheren Betrachtung des Ganzen über, und suchen, ohne Hrn. Jacobi eben Schritt für Schritt, oder Stelle für Stelle widerlegen zu wollen (was eine eben so unnöthige als langweilige Arbeit wäre), vielmehr die Quellen zu erforschen, aus denen, als den Hauptmängeln, die übrigen alle nothwendig und von selbst hervorgehen müssen. Nur erinnern wir im voraus, daß wir es mehr mit dem Geiste dieser Abhandlung als mit ihrem Gegenstande zu thun haben, ob wir gleich auch über diesen unsere Meinung mit wenigen Worten an den Tag legen wollen.

Wer einen aufmerksamen Blick auf die Geschichte vergangener Zeiten wirft, dem wird sich bald die Bemerkung aufdringen, daß Wissenschaft und Kunst in ihren schönsten Epochen aus keiner gelehrten Staatsanstalt, aus keiner „Anstalt des Friedens und der Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit“*), sondern aus der Blüthe des äusserlichen Lebens, aus der Mitte des für das Höhere empfänglichen Volkes selbst hervorgegangen sind; wo der Geist nicht absichtlich und mechanisch, sondern frey und ungezwungen durch eignen Antrieb zum

*) Treffliche, aber mißverstandene Worte Schellings.

Bilden und Forschen angeregt wurde. Da aber, wo eigentliche gelehrte Gesellschaften entstanden, war das geistige Leben schon immer erloschen, und die angestrengtesten Bemühungen einzelner Grossen waren nicht im Stande, mehr als einen Schein von lebendiger Cultur und etwa irgend eine todte Ausbildung einzelner empirischer Gegenstände zu bewirken. Was waren die Alexandriner gegen die früheren Griechen, was war die französische Bildung unter Ludwig XIV. gegen die romantische des Mittelalters, wenn wir auf wahres Leben der Wissenschaft und Kunst, und nicht auf verführerischen Aussenschein, auf Ruf, Selbstlob und einzelne zufällig-gute Produkte Rücksicht nehmen, welche letztere sich auch unter andern Umständen vielleicht besser entwickelt hätten? Ein auffallendes Beispiel haben wir auch vorzüglich in unsrer Zeit. Sind unsere neuesten, genialischen Geisteswerke, auf welche Teutschland wahrhaft stolz seyn darf, die Werke eines Göthe, Schillers, Tieck, F. u. W. Schlegel, Schelling, Steffens, Ast u. m. a. aus solchen Anstalten, oder vielmehr aus dem freyen Leben selber hervorgegangen, und hat die Berliner- oder irgend eine andere Academie bey allen den Kosten, die auf sie verwendet wurden, bey all ihrem äusseren Glanz und Schimmer

etwas geleistet, das den Schriften jener Männer an die Seite gestellt werden dürfte? —

Diefs alles hat aber keinen zufälligen, sondern einen in der Natur der Menschheit und Geschichte selbst beruhenden Grund. Denn da das politische Leben nichts anders ist, als die Entfaltung, die äussere Darstellung des Innern der Menschheit: so ist ein Zeitalter nur dann wahrhaft gebildet, wenn sich der Geist mit dem wirklichen Leben innigst verbunden, und durch dieses auf freye, organische Weise in vollendeter Form sich ausgesprochen hat. Jene Zeiten aber, wo das Höhere aus der Oeffentlichkeit verschwindet, und in die Geister und Bücher der Gelehrten sich zurückzieht, sind, in ihrer Einzelheit betrachtet, nicht wirklich gebildet (aber auch nicht roh, barbarisch und unwissend), sondern nach Bildung strebend, und bezeichnen so immer den Untergang einer frühern vollendeten, und die Entstehung einer kommenden, noch unvollendeten Weltperiode.

Man hat in unsern Tagen die Philosophie und Kunst aus den Händen derjenigen zu retten gesucht, welche sie nur zu niedrigen Zwecken des Lebens gebrauchen wollten, und hat darin vollkommen Recht gethan: man würde sich aber irren, wenn man diese beständig vom Leben entfernt halten, und

nach der Meinung Jacobi's (S. 14) nur erlauben wollte, aus ihnen auch das zu schöpfen, was davon zum gemeinen Privat- und öffentlichen Gebrauche einmal unentbehrlich ist. Nein! nicht nur jene, sondern auch das wirkliche Leben im Staate muß von der Gemeinheit befreyt, und auch in diesem der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne wieder geweckt und verbreitet werden; damit sich beyde, der Geist und das Leben, in vollendeter Einheit durchdringen, so, daß dieses nur die Darstellung, die geoffenbarte Fülle von jenem ist.

In einem Zeitpunkte nun, wie der unsrige, wo man allgemein anfängt, das Fehlerhafte einer todten, einseitigen Gelehrsamkeit einzusehen; wo man anfängt, wieder auf das Leben selber Rücksicht zu nehmen, und das Grosse und Schöne wieder in die Gemüther der Menschen zurück zu rufen, kann es allerdings nicht gleichgültig seyn, welche eine Richtung eine neu organisirte Bildungsanstalt nimmt, und sie wird ihren Werth oder Unwerth gar bald an den Tag legen, je nachdem sie sich nämlich dem geistigen Streben unserer Tage anpaßt, oder dasselbe durch Unterdrückung aller freudigen Kraft und alles regen Enthusiasmus in seinen Fortschritten vielmehr zu hemmen sucht. (Daß das letztere nicht zu be-

fürchten ist, muß die lebende Menschheit ihren Genien danken). —

Eine Academie kann in gegenwärtiger Zeit nur dadurch der Kosten würdig werden, welche eine Nation für sie aufwendet, daß sie den Männern, welche ausschliessend der Kunst und Wissenschaft leben, ein schönes, äusseres Daseyn sichert, und dem Empiriker jene Mittel an die Hand giebt, über die er für sich allein nicht gebieten könnte. Diesen, aber auch sonst keinen andern Zweck kann sie haben, wenn sie, statt zu nützen, nicht vielmehr schädlich auf ihr Volk und Zeitalter wirken soll. Also keinen kalten, alle Kräfte lähmenden literarischen Frieden, solange des Schlechten und Gemeinen noch so viel zu bekämpfen ist; keine engherzige Vermittelung durch die Wissenschaft, solange diese selbst noch im Streite mit ihren Gegnern lebt: sondern offene und muthige Aeusserung der innern Ueberzeugung, freudig sich bildendes Leben in Kunst und Poesie, wenn es Ernst ist mit der Cultur eines Volkes, Ernst mit der Verbesserung des Geistes und Lebens unsrer Zeit! — Soviel von dem Gegenstande der Abhandlung. Wir gehen von diesem zur Untersuchung und Würdigung ihres Geistes über.

Der erste Hauptfehler dieser Abhandlung, welcher sich dem denkenden Leser auf jeder Seite zeigt,

und der zugleich eine fruchtbare Quelle vieler andern wird, ist der schon oben berührte *Mangel an ächt-philosophischem Sinn und Geiste*. Jacobi spricht zwar viel von Philosophie, von dem Höchsten der Menschheit, von dem Unterschiede des Verstandes und der Vernunft u. d. gl., und der Uneingeweihte möchte sich leicht täuschen lassen von den schönen Worten und dem Scheine von Wissenschaftlichkeit, welcher aber gar bald von selbst verschwindet, wenn man tiefer in den Sinn der Sache dringt, und sich deutlich zu machen sucht, was denn eigentlich Jacobi mit jenen Worten und Redensarten für einen Begriff verbindet. Man darf nämlich nicht weit in der Abhandlung gelesen haben, um ein gewisses Mißverhältniß der Zeichen mit dem Bezeichneten, der Worte mit ihrer Bedeutung zu gewahren, das sich immer augenscheinlicher entwickelt, je weiter man sich aus den fremden Citaten herauswindet, und je bestimmter H. Jacobi gegen das Ende seine eigenen Vorstellungen an den Tag legt. Ueberall finden wir ihn in dem krassesten Dualismus, in der absoluten Trennung der blossen Verstandesreflexion befangen, und auch nicht ein Einzigesmal erhebt er sich als Denker zur unbedingten, ideellen Ansicht seines Gegenstandes. Ueberall sondert er im Menschen Thierisches und Geistiges, Verständiges und

Vernünftiges etc. auf absolute Weise (S. z. B. S. 45), unfähig, ihre höhere Einheit in der Vernunft zu erkennen, und ihren Gegensatz als einen bloß formellen, äusserlich scheinbaren zu betrachten. Nie erhebt er sich über den bloß logischen Begriff von Zweck und Mittel (S. 41.), und selber die Vernunft ist ihm nur *das Vermögen ursprünglicher Zwecke* (S. 44. u. 45.), *das Vermögen sich das Höchste vorzusetzen, das an sich Gute zu offenbaren* u. d. gl. Jacobi faßt also die Vernunft nicht in ihrer Totalität, sondern nur von der praktischen Seite auf, und so ist seine Vorstellung von derselben ein blosser Verstandesbegriff, folglich mangelhaft und unphilosophisch. Wenn er nun nicht im Stande ist, das Wesen der Vernunft zu erkennen, die das Organ der Philosophie oder vielmehr die Philosophie selbst ist, um soviel weniger ist also seine Ansicht eine wahrhaft vernünftige, philosophische. Was er Vernunft nennt, ist nichts als praktischer Verstand; ob aber das, was ihm Verstand ist, wieder nur Verstand oder etwas diesem Untergeordnetes sey, lassen wir dahingestellt. Genug, wir haben gesehen, daß er nur das Wort, nicht aber die Idee der Vernunft kennt, und mit diesem erklärt sich denn von selbst, wie H. Jacobi die ganze Abhandlung hindurch immer von Vernunft und Philosophie sprechen, und den-

noch in seinen Urtheilen so beschränkt und in der Ansicht der blossen Verstandesreflexion befangen seyn könne.

Aus dieser unphilosophischen Betrachtungsweise des Verfassers ergiebt sich ein zweyter, sehr bedeutender Fehler dieser Abhandlung, nämlich *die gänzliche Mißkennung des Geistes der Geschichte, und des Werthes der intellectuellen Cultur sowohl in der vergangenen als gegenwärtigen Zeit.* Diese (die historische Ansicht) ist die schwächste Seite der ganzen Schrift, und wir konnten uns manchmal des Zweifels nicht erwehren, ob denn H. Jacobi wirklich so gewöhnliche Begriffe von der Culturgeschichte des menschlichen Geistes haben konnte, oder ob ihn nicht vielmehr andere, im Hintergrunde verborgene Ursachen manchmal absichtlich zu dergleichen Urtheilen verleitet haben mochten. Wie hätte er sonst vor Allem die griechische Cultur kaum mit drey Worten berühren, der römischen aber, und noch obendrein der unter den Kaisern einen grossen, langweiligen Theil seiner Untersuchung weihen können? — Vorthailhaft war es wenigstens für seinen Zweck, die Bildungsgeschichte dieses Volkes fast ganz zu übergehen: denn hätte er sie auch nur etwas näher in Erwägung gezogen, so müßte sein Ideengang eine ganz andere Richtung

und seine Untersuchung ganz andere Resultate gewonnen haben. — Die Griechen nämlich in ihrer schönsten Epoche hatten keine gelehrten Anstalten in dem Sinne, wie wir sie haben. Ihre Bildung war im eigentlichsten Sinne lebendig, oder, was das nämliche sagt, ihr wirkliches Leben war organisch und geistig gebildet. Sie ehrten ihre Weisen und Künstler wahrhaft, innerlich, als Wesen höherer Art, welche vor den Uebrigen der Gunst der Unsterblichen genossen; und diese lebten wieder befreundet und im unmittelbaren Umgange mit dem Volke, und hatten ihre Freude, ihre Ideen und dichterischen Schöpfungen aus dem empfänglichen Gemüthe dieser Nation in That und Leben wieder erblühen zu sehen. Damals gab es keine sogenannte Gelehrtenrepublik, keine von den übrigen Menschen getrennte Kaste, die in einer eignen, geschlossnen Sphäre wirkt, und auf Jahrmärkten, Universitäten und Academieen, in Buchläden, Zeitungen und Flugschriften ein eignes, im Ganzen höchst gemeines, geist- und gemüthloses Leben führt. Und dennoch, wer möchte es läugnen, daß die griechische Bildung in ihrer Art einzig vor den übrigen Formen dasteht, in denen der menschliche Geist seine Schönheit und Kraft, sein heiligstes innerstes Wesen offenbart hat? Klug also, wir wiederhohlen es,

hat H. Jacobi allerdings gethan, der Griechen fast nicht zu erwähnen, und bey den ihnen so weit nachstehenden Römern zu verweilen, deren intellectuelle Cultur nur der griechischen nachgeahmt und untergeordnet war, und nur in wenigen einzelnen Zweigen originellen, schöpferischen Geist verräth.

Aber auch die römische Curtursgeschichte hat H. Jacobi, wie es zu seinem Zwecke tauglich war, nur auf eine sehr einseitige und oberflächliche Art behandelt. Nicht zu gedenken, dafs man die Römer, um sie in ihrem wahren Charakter darzustellen, nicht von der wissenschaftlichen und künstlerischen, sondern, wie bekannt, von ihrer politischen Seite betrachten müsse, bemerken wir nur, dafs H. Jacobi auch bey diesen den höchsten Grad ihrer intellectuellen Cultur (am Ende der republikanischen Verfassung und am Anfange der monarchischen), nur sehr kurz berührt, während er gar nicht aufhören kann, bey dem Zustande derselben unter den spätern Kaisern zu verweilen und uns eine Menge biographischer Anekdoten zu erzählen, die wir im Tacitus, Suetonius und andern viel besser und zusammenhängender gelesen haben. Freylich! zu den Zeiten Vespasians u. a. da gab es in Rom eine Art von Gelehrsamkeit, ähnlich unserer todten, ausgearteten

aber was war sie auch nur gegen die frühere römische eines Cicero, Cäsar, Virgilius?

Von der *antiken* Bildung, oder vielmehr von ihrem Zustande unter den römischen Kaisern geht Hr. Jacobi zu jenem Theile der Weltgeschichte über, den man gewöhnlich das *Mittelalter* zu nennen pflegt; vielleicht darum, weil es heutzutage mit uns in vielen Dingen zu *Ende* geht. Dafs er in der Beurtheilung dieser Periode eben nicht glücklicher als in der der frühern seyn werde, läfst sich zum Theil aus dem Grade seiner philosophischen Bildung schon zum voraus schliessen. Der Zeitraum von Mark. Aurel bis Karl den Grossen ist ihm, wie allen denen, deren Blick nur an der Erscheinung, nicht an dem Wesen der Dinge zu haften pflegt, ein blofs chaotischer Zustand von Rohheit, Gräuel und Barbarey: dem philosophischen Geschichtsforscher aber, d. h. demjenigen, welcher die Idee der Geschichte zu erfassen im Stande ist, wird dieser Zeitpunkt eben einer der merkwürdigsten seyn, und der innere, hohe Geist wird seinem Auge nicht entgehen, der sich auch in dieser Epoche so herrlich geoffenbart hat. Dieser Zeitraum, in welchem die alte, ehrwürdige Form der klassischen Welt, die unter den Griechen ihre höchste Vollendung erreicht hatte, sich auflöste, und eine neue, ihr der Richtung nach völ-

lig entgegengesetzte, die *christliche*, zu entstehen begann, mußte freylich, solange der Sieg der alten und neuen Welt noch schwankte, durch fürchterliche Kriege, politische und religiöse Stürme, oder überhaupt durch ein Ringen und Treiben wilder Kräfte bezeichnet seyn, welche, in einem allgemeinen und bedeutenden Kampfe begriffen, nur durch gänzliche Vernichtung des Bestehenden zur Ruhe und Versöhnung gelangen konnten. Der harmonische Geist, welcher das frühere Alterthum beseelte, war allmählig aus dem Leben entschwunden, und nichts als die Form mehr davon zurückgeblieben. Aber wie die Form ohne das Wesen nichtig und vergänglich ist, so konnte auch der damalige Zustand der Dinge nicht mehr dauern. Alles löste sich auf, oder war im Begriffe sich aufzulösen, was der ehemaligen Bildung angehörte, und bey den vorzüglichsten Völkern der alterthümlichen Welt zeigten sich alle jene Erscheinungen, welche auf eine gänzliche Veränderung der Dinge hindeuten. Aber wenn wir auf der Einen Seite Verderbnis der Sitten, Vernachlässigung der Bildung und Hintansetzung aller politischen und religiösen Verhältnisse gewahren: so begegnet uns auf der andern der edelste, bis zur Schwärmerey getriebene Enthusiasmus für das Gute und Heilige unter den

Anhängern und Verbreitern des Christenthums; so wie ein hoher, von der Erkenntniß des Göttlichen durchdrungener Geist in den Schriften der Neuplatoniker und Kirchenväter, deren Werth nur der Unverstand oder das Vorurtheil mißkennen kann.

Also weder als ein barbarisches, noch ein zur vollendeten Bildung gediehenes, sondern als ein zwischen alter und neuer (realer und idealer) Bildung im Kampfe begriffenes Zeitalter stellt sich dieses dem Auge des Philosophen dar; und alle jene gewaltsamen Veränderungen und Erschütterungen sind nur die äußere Erscheinung des Erlöschens der antiken, und des allmählichen Aufblühens der modernen Form; haben also, abgesehen von diesem ihrem Verhältnisse zum Ganzen, als dem Einen, unveränderlichen Geiste der Geschichte, keine Wahrheit und philosophische Bedeutung. — Wenn im Leben der Natur die Elemente sich entzweyen, und in furchtbarem Kampfe das Bestehende vernichtend, neue Gestaltungen hervorrufen, findet ihr es vernünftig, bey dem bloßen Phaenomene stehen zu bleiben, und über jene zu schmähen, daß sie sich so feindlich begegnen, und um des Neuen willen das Alte so grausam zerstören konnten? Gewahrt ihr in diesem Kampfe des Werdens und Vergehens nicht

zu-

zugleich den ewigen Geist der Natur, dessen Erscheinung wohl eure Sinne mit Schrecken, euer Gemüth aber mit Andacht und Verehrung erfüllt? — Und ist dieß in der ideellen Natur, *der Geschichte*, etwa ein anderer Fall?

Das Vorzüglichste dieser Jahrhunderte übergeht aber H. Jacobi ganz. Er erwähnt kein Wort von den Schriften der Kirchenväter, das Christenthum ist ihm schon frühe verdorben (S. 24.), und die Schriften der damaligen Philosophen scheint er auch nicht dem Namen nach zu kennen. Ihm ist die ganze Periode von M. Aurel oder Severus eine Zeit der blossen Zerstörung, ohne daß er *zugleich* das bildende Princip in der allmählichen Erweiterung des Christenthums bemerkt.

Die bedeutende, und für die ganze moderne Geschichte so entscheidende Periode der Regierung Karls des Grossen behandelt H. Jacobi nicht viel anders, als wir sie in den Schriften und Compendien unserer sogenannten Historiker und Juristen aufgezeichnet finden. Er rühmt ihn, daß er die Wissenschaften liebte, eine Academie errichtete, Gelehrsamkeit und Volksbildung beförderte: mißbilligt aber, daß er Eroberer war, daß er das Christenthum sogar mit Gewalt verbreitete, und so der grosse Reformator, wie er ihn nennt, sich selbst und sei-

nen Zwecken im Wege stand. Allein dieser Standpunkt ist lange nicht hinreichend, den Geist dieses Zeitalters einzusehen, und die Bildung, welche Karl der Grosse begründete, war keine gelehrte, der antiken nachgeahmte, wie sie eine bloß oberflächliche Betrachtung der Geschichte auffassen möchte.

Wir sagten oben, daß die christliche Religion, als die Seele der ganzen modernen Geschichte, in den ersten Jahrhunderten ihrer Entstehung mit dem, ihr der Form nach völlig entgegengesetzten Heidenthume in noch unentschiedenem Kampfe lag; und es war natürlich, daß sie unter jenen Völkern nicht wohl eine feste äussere Gestalt erlangen konnte, welche, dem früheren Alterthum angehörend, durch dessen Ausartung verdorben und gleichsam geistig veraltet waren. Sie mußten besiegt und in allen ihren Verhältnissen aufgelöst und verändert werden, wenn sie der neuen, ideellen Form empfänglich werden sollten, in welcher der unveränderliche Geist der Menschheit seine Wesenheit offenbaren wollte. Ein mächtiger Anstofs mußte ihnen also von aussen kommen, die neue Pflanze mußte auch in einen noch frischen, kräftigen Boden versetzt werden, und in diesem ihre vorzüglichste Nahrung erhalten, um sich so zu jenem heiligen Baume zu entfalten, der, seine Aeste über ganz Europa verbreitend, so herrliche

Blüthen und Früchte getragen hat. Die Völker aber, unter denen die christliche Bildung so zuerst einen festen Grund, eine dauernde äussere Gestaltung erlangen sollte, und wirklich erlangte, waren die unter dem Scepter Karls des Grossen vereinigten Stämme der Germanen. *Als der eigentliche politische Gründer der modernen (christlichen) Periode*, als ein Mann, der ganz von dem Geiste seiner Religion durchdrungen und geleitet war, so dass er seinen Enthusiasmus dafür bis auf das Aeusserste trieb — als ein solcher, und kein anderer ist der grosse Kaiser zu betrachten, der in der Weltgeschichte so bedeutend, so einzig und wunderbar dasteht. — Wer seine Geschichte mit Aufmerksamkeit studirt und in ihr Innerstes zu dringen gesucht hat, dem wird dieser sein Geist aus allen Handlungen und Begebenheiten hervorleuchten, die durch ihn vollzogen und veranlasst wurden. Das Christenthum wollte er begründen, äusserlich und innerlich, durch Bekämpfung seiner Feinde, durch die Bildung seines Volkes. Die Gelehrten, welche an seinem Hofe lebten, und seines Umgangs genossen, waren nicht durch griechischen oder römischen Geist geleitet, sondern alle waren Christen im eigentlichsten und strengsten Sinne des Worts. Es ist daher lächerlich, wenn man ihre Begriffe von Wissenschaft und Kunst aus ihrem

innigen Znsammenhange mit dem Wesen des Christenthums reifst, um sie so vereinzelt und ihres eigentlichen Sinnes beraubt vor den Augen der Gegenwart verächtlich zu machen, wie es H. Jacobus in der letzten Beylage mit dem Studienplane des Rhabanus Maurus *) thut. Der Zweck jener Gelehrten war nicht eine Academie zu bilden, um zu schreiben, Abhandlungen zu verfertigen, gelehrte Sitzungen und Zusammenkünfte zu halten, die oft auf das Leben nicht den mindesten Bezug haben: sondern sie waren Bischöfe, Staatsmänner, Geistliche u. s. w., welche die noch rauhen Germanen für den Geist der neuen Lehre in Wort und That empfänglich zu machen suchten, und denen die Schulen und Bildungsanstalten bloß als Mittel zu diesem Vorhaben dienten. Der grosse Beherrscher jener Völker war aber auch der grösste Weise, und in ihm als dem Mittelpunkte vereinigte sich alles geistige und politische Streben seiner Zeit.

*) Diese Beylage hat zwar noch einen andern Zweck, wie es das: „mutato nomine fabula de te narratur“ zeigt. In dieser Hinsicht finden wir sie völlig überflüssig. Das eigentliche Pfaffthum, das wir aber sehr von der katholischen Religion zu unterscheiden bitten, hat die weise Regierung in Baiern schon längst unschädlich gemacht, und so kann denn diese Beylage noch höchstens gegen alte Weiber und ~~gerichtet seyn.~~

Daher verstehen diejenigen, die ihn nicht in diesem Gesichtspunkte betrachten, manche seiner Handlungen und Aeusserungen nicht. Sie können sich z. B. nicht erklären, wie er, der grosse Kaiser, zugleich so viele Neigung zum Kriege haben, wie er so sehr nach Eroberung und Weltherrschaft streben konnte, da ihm doch seine eigene aufgeklärte Denkungsart, wie sie sagen, davon hätte abhalten sollen u. d. gl. — Möchten diese doch wenigstens soviel verstehen lernen, dafs eine einseitige, sich selbst genügende Verstandesansicht, wie überall, so auch besonders in der Geschichte nur auf mangelhafte und unwahre Resultate führen könne!

Nach dem Zeitalter Karls des Grossen entsteht Hrn. Jacobi wieder eine neue Epoche von Rohheit, Unwissenheit und Barbarey; wie ihm denn die ganze Universalgeschichte nur ein wüstes, chaotisches Meer zu seyn scheint, auf welchem nur hie und da einige Lichtlein von Aufklärung und Gelehrsamkeit schimmern. Unfähig, wie die meisten, die sich ein Urtheil über Geschichte angemafst haben, die Erscheinungen in ihrer Totalität zu betrachten, und ihre Wesenheit zu erforschen, bleibt er vielmehr nur an einzelnen Begebenheiten hängen, und beurtheilt diese nach dem niedrigen Maafsstabe einseitiger politischer und religiöser Begriffe. Wie lange

wird man es diesen noch wiederhohlen müssen, bis sie es begreifen, oder vielmehr begreifen wollen, daß ja die antike, klassische Bildung (deren Geist sie aber eben so wenig verstehen) in der Besonderheit ihrer Form nicht das Ideal aller Bildung sey, daß dieser in der Geschichte eine verschiedene, eben so bedeutende, die christliche, (romantische) gegenüberstehe, deren höchste Blüthezeit eben in die Periode des von H. Jacobi sogenannten eigentlichen Mittelalters fällt? Sie werden wohl nie mehr aufhören, mit unheiligem Sinn die Handlungen unserer Vorfahren zu entehren, und ihre kleinlichen Fragen und Untersuchungen einstellen: ob die geistliche oder weltliche Gewalt die Oberhand hatte, ob der Bauer oder der Adelige besser daran war, ob Dominikaner und Franziskaner, oder Hof- und geistliche Räthe die Katheder bestiegen? u. s. w. Sie müssen ja eine Rohheit haben, damit *sie* gebildet, eine Finsterniß, damit *sie* aufgeklärt, eine Sünde, damit *sie* heilig scheinen; aber Schade, daß man nur zu sehr anfängt, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden, und daß nun oft da eine plötzliche Dunkelheit eintritt, wo vorher ein gewaltiger Schimmer die Augen der Meisten ansich gezogen hatte.

Es haben Andere vor uns den formellen Unterschied der antiken und romantischen Bildung auf unwidersprechliche Art gezeigt; und unter den neuesten Schriften hierüber nennen wir vorzüglich *Fr. Ast's Grundlinien der Philosophie*, so wie Dessen *Grundriß einer Geschichte der Philosophie* (Lands-
hut b. Thomann 1807.) Sie haben gezeigt, wie in der alterthümlichen Welt der ewig-Eine Geist der Menschheit *real*, im äusseren Organismus des Lebens hervortrat, während er im Mittelalter *ideal*, in dem Streben des öffentlichen Lebens nach dem Geistigen, als der Wesenheit des Christenthums, sich aussprach; und wir sind daher der Mühe überhoben, dieses noch einmal zu deduciren, was uns auch der Plan und Umfang des Ganzen nicht erlauben würde. Doch können wir nicht umhin zu wiederhohlen, dafs nur der ideale Geist der christlichen Religion selbst es war, welcher das Leben der damaligen Staaten von Europa beseelte, und sie alle in einem einzigen, höheren vereinigte, der als ein Wundergebilde in der modernen Geschichte dasteht, welchem die ganze nachfolgende Zeit bis auf unsere Tage nichts Aehnliches an die Seite stellen kann. Das Christenthum, oder, wenn ihr lieber wollt, der Katholicismus war die Krone, die Blüthe und Frucht aller Bildung; und alle Vorfälle und Begebenheiten

heiten jener Zeit haben nur in so fern Wahrheit, Geist und organischen Zusammenhang, als man sie in diesem Bezuge auf ihr inneres Princip erfafst. Dieser religiöse Geist durchdrang und verklärte alle Künste und Wissenschaften; das ganze Leben jener Völker war geistig gebildet, tugendlich, heldenmüthig und kunstreich; und nie war Europa einiger, glänzender und mächtiger, als in jener herrlichen Zeit des Ritterthums und des Enthusiasmus für die Ehre der katholischen Religion. Da trieb eine neue, wunderbare Poesie ihre farbigen Blüthen, und die Produkte der romantischen Künstler stehen in ihrer Art eben so göttlich und unerreichbar da, wie die der frühern Griechen und Römer. Wer weifs nicht, dafs eben im Mittelalter die europäischen Sprachen einen Grad von ächter und eigenthümlicher Bildung erreichten, vor welcher ihre dermalige blos äusserliche, verstandesmäfsige Politur nur zu sehr zurückstehen mufs? Voll Tiefe und Gedicgenheit, so wie in ihrer äussern (dialectischen) Form voll Gewandtheit und Scharfsinn sind die zahlreichen Schriften der Philosophen des Mittelalters; und der Umstand, dafs ihr Geist ganz in der Religion und im Christenthume lebte, kann ihnen um so weniger zum Vorwurfe gereichen, da ja der Geist der Philosophie selber religiös und der des Christenthums philoso-

phisch ist. Unbekannt auch kann es keinem Anfänger in der Geschichte seyn, auf welchem hohen Grade von Feinheit damals sogar die äussere Sitte im gesellschaftlichen Umgange, in der Behandlung des Frauenzimmers u. s. w. war, und wie sehr man Geschmack und Eleganz in Kleidung, Waffen, kurz in allen jenen Gegenständen liebte, welche den Bedürfnissen und dem Genusse des Lebens angehören. — Wie man in so einem Zeitalter von Rohheit, Barbarey und Verwilderung, von *centraler Verfinsterung der Vernunft* u. d. gl. sprechen könne, ist schlechterdings ungreiflich. Freylich trug jenes Zeitalter, einzeln betrachtet, auch seine Fehler an sich. Die Hierarchie und der Feudalismus, als die endliche Form, die irdische Hülle, wodurch unter den damaligen Verhältnissen die geistigen Elemente der Menschheit auf ideale Weise in dem christlichen Streben nach dem Unendlichen hervortraten, trugen als solche nothwendig auch das Princip ihrer Auflösung in der Zeit in sich. Es war natürlich, dass das Priesterthum, früher von ächt-religiösem Geiste beseelt, endlich seiner hohen Bestimmung vergafs, und mehr nach weltlicher Herrschaft trachtete; dass das Ritterthum, früher ganz den Grundsätzen der Tugend und Religion getreu, zuletzt in Uebermuth, Unterdrückung

der Unadelichen, ja sogar in Raub und Verfolgung ausartete: aber welchen Sinn hat es, dieses als das Wesentliche, Charakteristische eines Zeitalters aufzustellen, und das Höhere mißkennend oder vorübergehend, auf rohe und gemeine Weise Menschen und Zeiten zu schimpfen? Gutes und Böses, Hohes und Niederes stellen sich in jeder Periode im Kampfe dar; aber, wenn doch vom Vorzuge die Rede seyn soll, so gebührt er ohne Zweifel derjenigen, wo der Sieg des Geistigen über das Irdische, des Allgemeinen über das Besondere so augenscheinlich wie im Mittelalter sich ausgesprochen hat. — Der denkende Geschichtsforscher, welcher überall im Streite des Entgegengesetzten die Einheit, und in der Einheit zugleich den Gegensatz, das organische Leben erblickt, gewahrt alles, auch das anscheinend widersprechende, in nothweniger Harmonie und geistigem Zusammenhange; und er ist weit entfernt, Begebenheiten aus ihrer Verbindung mit dem Ganzen der Geschichte herauszureissen, um so mit nichtigen Einzelheiten und Bruchstücken ein nichtiges, geistloses Spiel zu treiben.

Wir glauben zwar nicht, Hrn. Jacobi noch zu einer besseren Ansicht der Geschichte erheben zu können, der zu sehr dem Geiste früherer Decennien angehört, um bey ihm noch eine Reformation seiner

Denkart erwarten zu dürfen: aber aufmerksam wollen wir ihn doch machen auf das Schwankende, Unbestimmte und Widersprechende, das in seinen Urtheilen über das Mittelalter liegt; damit ihm so wenigstens der Zweifel entstehe, ob er es nicht doch vielleicht besser hätte machen können, wenn er sich zu genauerer Bearbeitung Zeit und Mühe genommen haben würde. H. Jacobi sagt nämlich S. 32. „Die *tiefste und verderblichste Unwissenheit* wurde herrschend; Hierarchie und Feudalanarchie erreichten den Gipfel ihrer Macht; *Staat und Kirche verwilderten*: es entstand die Periode, welche den Namen des eigentlichen Mittelalters führt.“ „Gegen die Hälfte desselben, zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts bildeten sich jene viergliedrige Lehr- und Lernkörper, deren Abkömmlinge noch bis auf diesen Tag den barbarischen Namen von Universitäten tragen. Mit ihnen (!), mit der unumschränkten Herrschaft der *Scholastik*, (warum findet H. Jacobi nicht auch diesen Namen barbarisch?), *welche damals culminirte*, mit den Dominicanern und Franciscanern *wurde die Verfinsterung der Vernunft central*. Sprachkenntnisse und alte Literatur *sanken in gänzliche Verachtung*, man spottete derer, die sich nur einigermaßen damit beschäftigten, als träger Köpfe. —“ Und weiter unten (S. 37.) „Un-

wissenheit und Rohheit stiegen, so wie Feudalismus und Hierarchie *einander gegenüber ihre Gipfel machten* u. d. gl.

Was soll man sich von einem Zeitalter denken, wo nach Hrn. Jacobi's Ausdrücken die *tiefste Unwissenheit herrschte, Staat und Kirche verwilderten, wo eine centrale Vernunftfinsterniß* am geistigen Himmel stand, und *Rohheit und Unwissenheit* mit der Hierarchie und dem Feudalismus gegenüber *ihre Gipfel machten*? Möchte man sich nicht in die Zeiten Attila's oder Timur's versetzt glauben, und vor Schauder und Entsetzen kaum einen Blick auf diesen Theil der Geschichte zu werfen wagen?

Wir wollen diesen entehrenden Ausdrücken nicht das entgegensetzen, was wir oben als Vorzüge des Mittelalters angeführt haben; als etwa den allgemein verbreiteten Sinn für Poësie und Religion, das schöngebildete äussere Leben u. d. gl.: nein! nur fragen wollen wir Hrn. Jacobi, wie sich denn damit seine eigenen, gleich darauf (S. 33.) folgenden Worte vereinigen, wo er selbst nicht umhin kann, diesem Zeitalter doch immer so viele Bildung zu zugestehen, um jedermann einsehen zu lehren, dafs jene obige Schilderung viel zu übertrieben, falsch und widersprechend ist?

Wie konnte in so einer barbarischen Zeit doch immer der Unterricht in den sieben freyen Künsten fortdauern, und durch die Vorbereitungsschulen selbst die alte Literatur nicht ganz in Vergessenheit gerathen, wie er S. 33. wörtlich gesteht; ob er gleich auf der nämlichen Seite einige Zeilen höher behauptet, dafs die *alte Literatur in gänzliche Verachtung sank*, und dafs man derer, die sich nur *einigermassen* damit beschäftigten, als träger Köpfe spottete? — Wie konnten in so einer Zeit nach seinem eigenen Geständnifs *in mehrern Theilen der Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte geschehen*, wie mit Gerbert in der Geometrie und Arithmetik, mit Albert dem Großen und Roger Bacon in der Naturlehre? — Wie konnten (immer Hn. Jacobi's eigene Worte) *andere Zweige menschlicher Erkenntnifs sogar als neue Triebe sich entwickeln und (wohlgemerkt) gelehrte Beschäftigung auch unter die Layen bringen*, wie Rechtsgelehrsamkeit und Heilkunde, welche zu gleicher Zeit am Ende des 11ten Jahrhunderts emporkamen? u. s. w. Was möchte nicht die Philosophie; was nur die Logik zu dergleichen abentheuerlichen Behauptungen sagen? —

Endlich, nachdem sich H. Jacobi durch das dunkle Labyrinth der Geschichte, oder vielmehr seiner

Ansicht der Geschichte, mühsam durchgearbeitet hat; nachdem ihn überall furchtbare Gesichte von Rohheit, Dummheit und Barbarey geschreckt, und nur etwa zweymal einige bessere Zeiten vorübergehend ihm freundlich die Hand geboten haben, gelangt er denn an eine freye Stätte, an eine Insel, auf der er so ganz einheimisch zu seyn, und wo er auf immer von den Stößen ausruhen zu wollen scheint, die er auf seiner traurigen Schifffahrt durch den weiten Ocean der Geschichte erleiden mußte. Was dieß für ein Zeitalter sey, das dem müden Schiffer eine so freundliche Heimath bietet, erräth ein jeder wohl von selbst, welcher die Abhandlung auch nur zur Hälfte durchgelesen hat. Was anders nämlich, als *jene Periode des gelehrten Stundiums der klassischen Literatur und der zum Theil hieraus hervorgegangenen Kirchenreformation*, welche den meisten, (besonders teutschen) Gelehrten neben dem 18ten J. der Gipfel aller Gebildetheit, das ewige, geistige Centrum zu seyn scheint, zu welchem sich alles, was die Vor- oder Nachwelt Großes und Schönes geliefert hat oder liefern wird, nur wie die Radian verhält, die allein in diesem ihrem gemeinsamen Mittelpunkte ihr Ziel und ihre wahre Bedeutung erhalten. Nach diesem vermeintlichen Ideale messen sie Zeiten und Völker, Wissenschaften und Künste;

und da sie auch von dem wahren Geiste jener Jahrhunderte ganz verkehrte und oherflächliche Begriffe haben, so läßt sich hieraus allein erklären, wie die Geschichte der Orientalen, ja selbst der Griechen, Römer und der Völker des Mittelalters so erbärmlich, gemein und seicht behandelt werden könne, wie dieß in unsern Tagen leider nur zu häufig der Fall ist. Wir sind weit entfernt, den Werth der neueren Geschichte zu mißkennen, oder das Studium der alten Literatur für fehlerhaft, nichtig oder auch nur entbehrlich zu halten: aber wir hüten uns auf der andern Seite eben so sehr, bey blos einzelnen Vorzügen stehen zu bleiben und in die nichtssagenden Lobpreisungen der Meisten miteinzustimmen. Vielmehr suchen wir der Wesenheit jenes Zeitalters näher auf die Spur zu kommen, und dieses selbst als das aufzufassen, was es ist, d. h. als ein organisches Glied im großen Ganzen der Geschichte, das zwar den Geist der Totalität in sich trägt, als Theil aber, als äußere Darstellung des Ganzen endlich, d. h. vergänglich, den Gesetzen der Zeit und des Lebens unterworfen ist.

Wir haben oben das sogenannte Mittelalter als die Periode der christlichen Bildung, so wie den Feudalismus und die Hierarchie als ihre äußere Gestalt-

tung in der Zeit bezeichnet, welche Form denn durch ihre Ausartung, indem sie sich zur Wesenheit constituirt und von dem Geiste, dessen Offenbarung sie seyn sollte, losgetrennt hatte, allmählig das Ende des romantischen, ideal - religiösen Zeitalters herbeyführte. Die Großen nämlich, als die Macht, welche den allgemeinen Verein der Christenheit gegen innere und äussere Feinde schützen sollte, und die früher ganz dieser Bestimmung getreu lebten, rissen sich, wie gesagt, allmählig von der Verbindung mit dem großen europäischen Gemeinwesen los, und trachteten nach isolirter, weltlicher Herrschaft; die Priester aber, ihrer Religion vergeßend, strebten unter dem Scheine der Beförderung derselben nach gleichem Ziele; und so verschwand denn zu- sehends der hohe Sinn und phantastische Zauber, welcher das frühere, noch vom Geiste des Christenthums verklärte Leben der abendländischen Völker beseelte. Das Gefühl der ungenügenden, ihrer Wesenheit beraubten Gegenwart hatte aber eben das in jenen Zeiten erwachte Studium des Alterthums zur Folge: denn der menschliche Geist, unzufrieden mit der ihn umgebenden äusseren Welt, suchte in einer früheren das zu finden, was ihm die gegenwärtige vorenthielt. Dieser Geschmack an dem Studium der Alten war denn freylich am frühesten in Italien er-

wacht, aber die Wirkung, welche er in diesem Lande hervorbrachte, ist doch (was Hrn. Jacobi entgangen zu seyn scheint) von der später in Teutschland erfolgten wesentlich verschieden. Dort in dem Mittelpunkte der katholischen Welt zeigte sich der Einfluß des Antiken mehr in der Form, als im Wesen der geistigen Bildung; wie denn ihre damaligen Dichter, welche ganz mit dem Alterthume vertraut waren, dennoch ganz dem romantischen Zeitalter angehören, und nur die Objectivität ihrer Poesieen sie als *italienische* Dichter charakterisirt. So blieb auch das Studium der alten Philosophie im Grunde ohne wesentlichen Erfolg für das Leben, und die vorzüglichste Wirkung des daselbst erweckten Geschmacks an der klassischen Literatur war denn doch immer diese, daß er die Liebe für dieselbe auch in Teutschland erweckte, und so zum Theil die mittelbare Ursache der hauptsächlich von hier ausgegangenen geistigen Revolution geworden war. Diese Bekanntschaft mehrerer grosser Männer mit dem Geiste des Alterthums auf der einen, und der auf das Aeusserste getriebene Druck der Hierarchie auf der andern Seite zündeten nämlich in diesem Lande, wo der Sinn für bürgerliche und intellectuelle Freyheit am lebendigsten war, den eigentlichen Funken der künftigen Weltgestalt an, die aber noch lange

nicht entwickelt und zur vollendeten Bildung gediehen ist. Denn was war wohl die Frucht der damaligen Reform? Das, was den Werth jener Jahrhunderte in der Reihe der übrigen festsetzt? Was die Folge jener Bemühungen grosser Männer im Denken und Handeln, und eines langwierigen, furchtbaren Krieges, der die Kräfte Deutschlands und Europa's augenscheinlich zerstörte, so daß die Spuren davon noch bis heutzutage nicht vertilgt werden konnten? Der Protestantismus, als eine neue, positive Glaubenslehre, die als solche wieder auf willkürlich angenommenen Grundsätzen, Begriffen, Meinungen u. s. w. beruht? Keineswegs! — Der Protestantismus ist nur ein Pabstthum einer andern Art, und hat als eigne, besondere Form der Religion eben keinen grössern oder geringern Werth, als irgend eine andere z. B. die jüdische, neugriechische u. d. gl.: aber der *Geist* des Protestantismus, oder vielmehr *der Geist, welcher die ersten mittelbaren oder unmittelbaren Gründer der Reformation be-seelte*, ist es, welcher jene Jahrhunderte so merkwürdig und in der Weltgeschichte so bedeutend macht. Dieser Geist ist nämlich kein anderer, als der des ungestörten Denkens, des freyen Strebens nach unbedingter Wahrheit, der alle äussere, durch das Leben gegebene Bestimmung verschmähend, in

das Innerste des Menschen zu dringen und so die Gestalt des wirklichen Lebens nach seiner tiefsten Wesenheit zu begründen sucht. Von diesem Geiste, als dem der wahren Philosophie, werden wir weiter unten näher zu sprechen kommen,

Wie wichtig also jene Veränderung mehr in Hinsicht dessen war, was sie zerstörte und für die Zukunft begründete, als was sie für die Gegenwart leistete, geht aus dieser Ansicht von selbst hervor. Sie bezeichnet den Untergang eines schönen, sinnvollen und in sich vollendeten Lebens, und das, was sie uns gab, ist bis jetzt mehr negativer, als positiver Natur gewesen. Der freygewordene Geist richtete damals seine Kraft mehr gegen die noch bestehende Form der romantischen Welt, und lebte mehr im Kampfe gegen wahre oder vermeintliche Vorurtheile, als dafs er etwas an die Stelle dessen setzte, was er zu zerstören angefangen hatte. Ja, er verlor gar bald seine höhere Richtung, und trachtete blos nach Veränderung, nicht Vernichtung seiner äusseren Fesseln.

Die durch die Reformation begonnene neuere Bildung artete nämlich, wie jene selbst, in eine blos endliche, formelle Betrachtungsweise der Dinge aus. Sie gründete eigentlich das traurige Reich der blossen Verstandesherrschaft; und leblose, blos

am Aeusseren haftende Regelmässigkeit, mit Einem Worte: Mechanismus ist das Charakteristische der drey letztern Jahrhunderte im Vergleiche mit der lebendigen Bildung des Mittelalters. Denn erwägt du z. B. die politische Geschichte seit der Reformation, so scheint dir die Seele des öffentlichen Lebens ganz aus demselben gewichen und nur die äussere, körperliche Gestalt davon geblieben zu seyn. Man betrachtet da allgemein den Staat nicht mehr als einen aus dem Innern der Menschheit lebendig sich bildenden Organismus, der um so vollkommner und blühender ist, je freyer und ungehinderter sich dieses aussprechen kann: sondern als eine leblose, blos äusserlich zu bestimmende Maschine, die nur besonders modificirt und eingerichtet ist, je nachdem man irgend einen einzelnen Begriff von Recht, Glückseligkeit u. d. gl. an die Spitze stellt; wobey denn das Recht und allgemeine Beste eben nicht immer am besten sich befinden. Da belebt kein Enthusiasmus für das höhere Menschliche mehr das Leben der Völker; sie sind mit Geist und Herz an die Erde gefesselt, falsch und listig, armselig und gemeingesinnt; und die alte Treue, der fromme Glaube an das Bessere und Göttliche ist allmählig aus ihrer Mitte entschwunden: denn man hat sie des Gemüthes und der Phantasie beraubt und

sie gelehrt, mit dem Verstande, womit sie ihr Ackergeräthe verfertigen, auch sich und die Welt verstehen zu wollen.

Der grösste politische Mechaniker war Friedrich der Grosse, so wie der vormalige preussische Staat die vollkommenste politische Maschine, die aber auch in einem Augenblicke zusammenstürzte, als der Arm eines kräftigen, neubelebten Volkes sie ergriff. Literärisch-politische Mechaniker sind unsere meisten juridischen Schriftsteller, und was sie immer schrieben, systematisirten und commentirten, ihr todtes, einseitiges Beginnen hat nicht den mindesten Einfluss auf die Erhaltung der deutschen Selbstständigkeit gehabt. Möchte sie doch die Geschichte der neuesten Tage überzeugt haben, dass der Staat so wenig als alles wahrhaft Organische nach einseitigen Regeln des Verstandes gebildet werden könne, dass das Rechtliche blos die Eine, formelle Seite desselben ist, und dass das politische Leben nothwendig in bestandlosen Mechanismus ausartet, wenn nicht das Wahre, Schöne und Gute als die Seele und das innere Princip allgemein es durchdringt und belebt!

Wem möchte dieser durchgebildete Mechanismus nicht auch in der intellectuellen Sphäre der neueren Geschichte begegnen? Mit der Philosophie des

Mittelalters endigt die ideelle Ansicht der Dinge, und unter der zahlreichen Menge der späteren Philosophen ist ausser Spinoza und Leibnitz auch kaum Einer, der die Philosophie in ihrer höheren Bedeutung begriffen hätte. Desto fruchtbarer aber ist diese Zeit an philosophischen Formen und Systemen, die, alle höhere Wahrheit verkennend, im blossen Gegensatze und in endlicher Betrachtungsweise leben. Eine gleiche Todtengestalt tritt dir in der Kunst der neueren Geschichte entgegen. Sie hat entweder die Absicht zu nützen oder zu gefallen, und richtet sich wie alles andere nach den Aussprüchen des für sich allein gebietenden Verstandes. Jenen heiligen Sinn, jene zauberische Gluth der Phantasie und Liebe, die Kraft und kindliche Einfalt der romantischen Poesie suchst du in diesem Zeitraume vergebens. Statt dieser erblickst du eine eitle, irdische Tendenz, regelrechte Correctheit, Kälte, Kraftlosigkeit und Unnatur in allen Gegenständen des Schönen; und die wenigen wirklich vorzüglichen Künstler dieser Periode stehen sie nicht da, als gehörten sie nicht in diese Zeit, und als sehnten sie sich nach einer besseren Welt, wo man für die Schöpfungen ihres Genius ein tieferes Gefühl und eine zartere Empfänglichkeit nähren würde? Sind denn nun schon die höchsten Gegenstände der

menschlichen Geistesbildung, die Philosophie und Kunst, auf eine höchst einseitige und mechanische Weise behandelt, um wie viel mehr tritt diefs nicht erst in der Geschichte, der Philologie und den positiven Wissenschaften hervor? Doch die genauere Betrachtung überlassen wir dem denkenden Leser, da das bisher gesagte uns einer weiteren Nachweisung überhebt! —

Aber es sey fern von uns, die neuere Geschichte bloß von ihrer mangelhaften Seite darzustellen; (obgleich in einem Zeitpunkte wie der gegenwärtige, wo das Grosse und Gemeine noch im wirklichen Kampfe liegt, es die Pflicht eines Jeden ist, den der Geist der höheren Wahrheit beseelt, die nichtige Tendenz seines Zeitalters aufzudecken, und dem Bessern durch Beleuchtung des Schlechtern schnellern Fortgang zu verschaffen) sondern wir wollen auch das Gute, das sie hervorbrachte, nicht mißkennen, d. h., überhaupt sie nicht bloß einzeln und für sich, sondern zugleich im grossen Zusammenhange der Geschichte betrachten. Es war natürlich und im zeitlichen Leben der Menschheit gegründet, daß der aller vorigen Schranken entledigte Geist in seinem Streben nach Freyheit nicht auch sogleich die ewige Nothwendigkeit in der unbedingten Ansicht der Vernunft erfaßte, sondern daß er

zuvor in eine endliche; empirische Tendenz übergieng, die ihn zuletzt nur um so gewisser zur Philosophie zurückführen, und um so inniger und dauernder mit ihr vermählen mußte. Der von der Vernunft getrennte Verstand mußte seinen Kreislauf vollenden; er mußte seine Kräfte versuchen, und einsehen lernen, was er vermag und nicht vermag, wenn ihn die Hand der Vernunft nicht beherrscht, und so durch eigne Ueberzeugung die Nothwendigkeit seiner innigen Vereinigung mit dieser fühlen, ohne die sein Streben mangelhaft, einseitig und tödtend ist. Eine Menge gesammelter empirischer Kenntnisse, Klarheit und Bestimmtheit im logischen Denken, eine bis zur Vollendung gediehene Ausbildung äusserlicher, politischer, literarischer und ökonomischer Gegenstände u. s. w. sind die Früchte jener drey Jahrhunderte, welche zwischen der realen, natürlich und bewußtlos gebildeten Vergangenheit, und der idealen, mit Freyheit und Bewußtseyn sich gestaltenden Zukunft in der Mitte liegen. Den merkwürdigen Zeitpunkt der Wiedervereinigung des Verstandes mit der Vernunft, und in sofern den Anfang einer neuen philosophischen Geistesbildung bezeichnet die neueste Geschichte unserer Tage, und wir dürfen uns freuen in dieser bedeutenden Epoche zu leben und an ihrer

Ausbildung und ihrem Fortgange thätigen Antheil zu nehmen. Die künftige Periode der Weltgeschichte wird sich, wie gesagt, zur gesammten Vergangenheit wie Ideales zu Realem, Inneres zu Aeusserem verhalten; und wie die geistige Bildung früher aus dem wirklichen Leben hervorgieng und nach diesem modificirt war, so wird nun umgekehrt die Gestalt des öffentlichen Lebens aus der Wesenheit des Geistes hervorgehen. Poesie und Religion werden verklärt im Lichte der Erkenntniss wieder aufstehen, und die Staaten nicht nur äusserlich, rechtlich gebildet, sondern zugleich wieder von höherem Streben beseelt und durchdrungen seyn. Da wird von keinem Pfaffthum und keiner Aristokratie, von keinem Despotismus und keiner Volksherrschaft mehr die Rede seyn: denn die Philosophie, die alles in ungetrübter Wahrheit schaut, wird jedes Einzelne in seinem Verhältnisse zum Ganzen erkennen und erhalten, und das wirkliche Leben zum wahrhaft wirklichen, mit dem ideellen identischen, constituiren. Und dazu hat sie denn keiner gewaltsamen äusseren oder geistigen Mittel nöthig. Sie lehrt nur den Menschen, sich und das Universum nicht in eingebildetem Gegensatz zu schauen, sondern mit reinem, unbefangenen Sinne sich wieder hinzugeben dem ungetheilten Leben mit

Gott und der Natur, von denen er ja nicht wahrhaft verschieden oder getrennt, sondern in Ein harmonisches Seyn und Leben verschlungen ist. Sie lehrt ihn wieder zu schöpfen aus dem freudigen Quell alles Lebens, und in sich und seinen Umgebungen den heiligen Geist des Weltalls zu verehren, der in unendlichen Formen sich offenbarend, in beständigem Wechsel des Werdens und Vergehens seine ewige Wesenheit feyert. So wird die Philosophie selbst als Besonderheit sich in das harmonische Leben des Universums auflösen, ohne darum aufzuhören, Philosophie zu bleiben; und ihr höchstes Ziel, ihre Verklärung hat sie dann erreicht, wann sie die Menschheit durch das Licht der unbedingten Erkenntnis zur ungetrübten Einheit mit sich und der Welt zurückgeführt hat.

Also das Wesen der Menschheit, ihr Höchstes und Heiligstes zu retten vor den Angriffen der Zeit, die eingewurzelte Verdorbenheit des Geistes und Herzens zu vertilgen, den Himmel wieder mit der Erde, die Götter mit den Menschen zu versöhnen — dieß ist das wahre und einzige Bestreben der neuesten Philosophie, was immer für andere Zwecke die Verläumdung und der Unverstand ihr auch unterlegen mögen. Was sie für sich allein vermag, das wird sie vollziehen, und hat es zum Theil

schon vollendet, ungescheut und (ihrer reinen Absicht sich bewußt) vor den Augen der Welt. Wie lange aber die alten Schranken noch bestehen sollen, wann die Prüfung des Herakles vollendet sey — dieß überläßt sie zutrauensvoll jenem höheren Geiste, der wie durch ein Wunder in diese Zeiten sie zurückgerufen und mit mehr als irdischer Kraft ausgerüstet hat.

Freylich sind ihrer gar Viele, die sie recht von Herzen hassen, und wie feindliche Schlangen sie schon in der Wiege zu ersticken drohten. Jene nämlich, denen die frühere Bildung nur zum Mittel niedriger Zwecke geworden, und die mit dem Höchsten der Menschheit nur Spiel zu treiben pflegen; denn diejenigen wollen wir nicht in dieser Zahl erwähnen, welche aus bloßem Nichtbegreifen der Gegenwart oder aus wahrem Eifer für das Alte, weil sie es für das Beste hielten, in das allgemeine Geschrey der Uebrigen eingestimmt haben.

Es ist in der That sehr merkwürdig, wenn auch gleich sehr natürlich, daß, wie seit der Reformation in katholischen Ländern der Jesuitismus die Freyheit des Geistes zu hemmen suchte, so nun heutzutage in protestantischen (besonders norddeutschen) Provinzen sich ein ähnlicher Bund dem daselbst entstandnen philosophischen Denken entge-

genbildete. Die empirisch - logische Bildung hat daselbst nicht nur ihren Gipfel erreicht, sondern sich auch einen absoluten Werth beygelegt; und die dortige intellectuelle Verfassung hat sich eben, wie früher die politische, zum Muster für alle übrigen aufgestellt. Wann werden gutmüthige Völker einmal einsehen lernen, daß es daselbst auch im Reiche des Geistes noch eben so mangelhaft aussehe; daß auch da der Schein noch die Herrschaft führe, und die neuerwachte höhere Cultur nicht nur nicht dem Leben angehöre, sondern auf alle mögliche Art beschränkt und in ihrer Ausbreitung gehindert werde?

Werfen wir nämlich einen tieferen Blick auf das Treiben derjenigen, welche das geistige Leben im protestantischen (vorzüglich nördlichen) Teutschland leiten, so überrascht uns im Anfange ein gewaltiger Schimmer von Aufklärung, Toleranz, Gelehrsamkeit und Humanität, verbunden mit einem lauten, oft höhnischen Geschrey von Cultur und Ueberlegenheit über andere, besonders katholische Länder Teutschlands. Ja man möchte anfangs, was man nur zu häufig und unüberlegt gethan hat, eine recht herzliche Freude an der (scheinbaren) Blüthe des Protestantismus haben, dessen eigentlicher Werth ja eben im philosophischen Denken, in der kräftigen und freyen Aeusserung der geistigen Ueberzeugung

beruht. Aber man wird, wenn man sich nur das Vermögen zutraut, gar bald von dem schönen Wahne zurückkommen, und, wie bey den Katholiken zur Zeit des Jesuitismus, das Wesen der protestantischen Religion nur zum Scheine gebraucht und ganz andern Zwecken als Mittel untergeordnet finden. Was begegnet dir also für ein Geist in dem intellectuellen Leben jener Länder? Was für ein Sinn spricht dich an in den ungeheuren Bücher- und Zeitungsmassen, die da von Jahr zu Jahr an den Tag gefördert werden? Beseelt sie denn ein Leben ächter Philosophie und Kunst, ein freudiger Enthusiasmus für alles Grosse und Schöne? — Nein leider von diesem nur gar zu wenig! — Das wirklich Vortreffliche und Achtungswürdige ist auch da noch immer als Ausnahme zu betrachten, und du findest es nur zu häufig geschmäht, verfolgt und auf die niedrigste Weise verdächtig gemacht. Was die Meisten da wollen und betreiben, ist, wie schon gesagt, eine trockne Verstandesbildung, eine Empirie, die sich für Wissenschaft hält, eine einseitige klassische Gelehrsamkeit, welche das Schöne der romantischen Bildung absichtlich mißkennt, eine Poesie, deren Tendenz mehr äusserlich, verstandesmäfsig und rhetorisch, und eine Moral, die, aller Religion beraubt, gemein, unheilig und gemüthlos ist. Ihre

Aufklärung ist nur ausgearteter Protestantismus, so wie das, was ihnen *teutsch* und *Teutschland* heisst, oft nur auf einen sehr engen geographischen Raum beschränkt seyn möchte. Was sie Humanität nennen, ist ein fades Geschwätz von christlichem Frieden, von häuslichem, aus dem höheren politischen Leben geschiednem Glücke, von äusserm Anstande und freundlichem Betragen der armen Menschenkinder auf dieser Erde, deren Leben ja zu kurz ist, um sich die wenigen Tage durch Zank und Streit zu verbittern u. d. gl.: eine Humanität, die eigentlich darauf abzielt, allen höheren Schwung des Geistes zu unterdrücken, und so gerade das Gegentheil von dem ist, was man eigentlich *Humanität*, d. h. *Menschlichkeit*, nennen sollte, deren Wesen ja eben in kräftigem Ringen und Streben nach dem Göttlichen besteht. Diesen Leuten ist es nun gar nicht Ernst, wahre Bildung zu befördern, sie suchen vielmehr alles Leben aus dem Gebiete der Literatur zu verbannen, damit sie, die gemeinen, immer obenan stehen und ihre schimmernde Nichtigkeit für etwas recht Grosses und Herrliches angesehen werde. Wo sich daher irgend etwas regt, das nicht in ihre Schranken paßt, wo von Philosophie, Religion oder Kunst in höherem Sinne die Rede ist, da schreyen sie über Unsinn und Schwärmerey, über Verwirrung und

Unvernunft, weil sie sich fürchten, daß man ihr Unwesen endlich einsehen und ihrem Unfuge einmal ein Ende machen möge. Sie wollen nichts thun, als ewig Bücher schmieden, Auszüge und Compendien schreiben, diese anzeigen, recensiren und unarbeiten, einander loben und schelten, aufhelfen und verfolgen, je nachdem irgend eine Neigung oder Leidenschaft, die Armuth oder der Hunger sie antreibt. Macht uns nicht den Einwurf, daß ja die neueste Bildung unter euch erblüht und ihre vorzüglichsten Beförderer aus eurer Mitte hervorgegangen sind. Es war euch nicht lieb, daß es also geschehen, und ihr habt nicht ermangelt, jene Männer mit schalem Spott und Hohn, mit bitterm Haß und niedriger Verläumdung zu verfolgen *). Da waren ihrer gar Viele, die sie des Obscurantismus, Jesuitismus und Gott weiß wessen beschuldigten und die Fürsten und Mächtigen befürchten machten, daß sie ihnen die weltliche Herrschaft untergraben, die Klöster wiederaufbauen und das Mönchthum sammt der Religion des Mittelalters wieder einführen wollten.

*) Im protestantischen Teutschland hat man einen Fichte verbannt, während man im Katholischen der Philosophie eine freundliche Stätte sicherte: und in jenem mußte die Toleranz zum Theil durch auswärtigen Einfluß bewerkstelligt werden, während man sie im Süden fast bis zur Intoleranz trieb.

weil ja in ihren Schriften wieder von Religion gesprochen werde, und in einigen ihrer Gedichte sogar Gegenstände aus der Legende oder dem katholischen Mythos genommen seyen. Gerade so widersinnig und lächerlich, als wenn sie Göthe'n des Heidenthums bezüchtigen wollten, weil er z. B. in seinen Elegieen den Amor als Gott walten und auf abergläubische Weise wunderbare Werke vollbringen lasse. Wie die Jesuiten also, beschränken sie, soviel in ihren Kräften steht, alle geistige Freyheit, vertilgen alles Lebendige und Kräftige, oder suchen es wenigst zu vertilgen, scheuen keine Mittel, das Grosse klein, das Edle und Schöne gemein und lächerlich zu machen; auch leben sie eben so in geheimen Correspondenzen, Gesellschaften, Verbrüderungen etc. wie es jene pflegen; nur ist ihr Plan ungleich beschränkter und einseitiger, ihr Bestreben weniger fein und einzig, und wird nicht mehr so sehr durch Zeit, Umstände und Verhältnisse begünstigt, wie dieß bey den Jesuiten der Fall gewesen ist.

Gegen diesen protestantischen Jesuitismus hat sich der wahre Protestantismus der neuesten Philosophie mächtig und unbesiegbar hervorgethan. Er hat seine ohnmächtigen, polemischen Angriffe

zu Boden geschlagen, und indem die Philosophie alles, also auch das Streben dieser Menschen in hellem Lichte schaut, ist es ihnen unmöglich geworden, sie in ihren Fortschritten zu hindern oder aufzuhalten. Vielmehr verbreitet sich die höhere Cultur im nördlichen Teutschland mit jedem Tage, und im südlichen wird sie um so frischer und kräftiger erblühen, als das Gemüth dieser Völker durch einseitige Verstandeskultur nicht verbildet, und dadurch jedes Eindrucks des Besseren um so empfänglicher ist. — Wie der katholische Jesuitismus bald sein Ende erreichte, als man ihn einmal zu verstehen angefangen hatte, so muß und wird es auch der protestantische, je mehr man die Worte von der That, den Schein von der Wahrheit unterscheiden lernt. — Wir kehren von dieser etwas merklichen Abschweifung, die uns gar Mancher nicht vergessen wird, zu unserm vorigen Gegenstande zurück.

Sehr verschieden von unsrer Ansicht, und, wie jeder aufmerksame Leser von selbst beobachtet haben muß, sehr einseitig stellt Hr. Jacobi die Geschichte von der Entstehung der Reformation bis auf die neuesten Zeiten dar. Ihm ist das Zeitalter der Mediceer und der Kirchenveränderung die *Morgenröthe* und zugleich, wie sich aus seinen späteren Aeusserungen ergibt, *der volle Mittag der euro-*

päischen Geistescultr, „eine die gesamte Menschheit dieser Weltgegend veredelnde, ihren Zustand wahrhaft und allgemein verbessernde Veränderung.“ (S. 41.) — Wir haben schon früher gezeigt, unter welchen Einschränkungen solche Behauptungen genommen werden müssen, und wie relativ der Werth jener Veränderung besonders in unseren Tagen geworden sey, wo man einsieht, dafs ihre Natur eigentlich mehr zerstörend als belebend war. Es ist nicht zu läugnen, (um es noch einmal zur Sprache zu bringen) dafs das Studium der Alten bisher mit Glück und Vorthail betrieben wurde; aber auf der andern Seite ist es eben so wahr, dafs man aus einseitigen Vorstellungen und protestatnischer Orthodoxie den Geist der frühern Periode der christlichen Bildung gänzlich mifskannte und sehr häufig noch jetzt mifskennt. Wer möchte nicht zugestehen, dafs während des Anfangs der Reformation viele Uebel vertilgt wurden, und im politischen wie im literärischen Leben ein hoher, kräftiger Geist sich regte; wer aber sollte auch nicht einsehen, dafs an die Stelle des Vertilgten, philosophisch betrachtet, eben nichts Grosses und Bedeutendes getreten sey? Dafs durch den dreyssigjährigen Krieg und die Spaltung in der Religion auch die alte Kraft und der Glanz der vornehmsten europäischen Nation, der *teutschen*

nämlich, verschwunden und an ihre Stelle eine allmähliche Lähmung, partielle Trennungen und Uneinigkeiten getreten waren, die von dem Volke, das einst die halbe Welt beherrschte, wenig mehr als den Namen und die Sprache übrig liessen? — Es entstand freylich in diesem Zeitraume die eigentliche Periode der Gelehrsamkeit und Schriftstellerey, aber es zog sich alles in die Katheder, Universitäten und Gesellschaften zurück. Das einzelne Gute, was das literarische Streben erzeugte, blieb mehr in den Büchern begraben, oder wenn man auch manchmal etwas auf das Leben anwandte, so waren es mechanische und ökonomische Erfindungen, Finanz- und Kriegspläne, Katechismen, Kinderlehren, A b c Bücher u. d. gl., und zur beliebigen Unterhaltung oder Erhohlung von Geschäften geistlose Gedichte, fade Romane u. s. w. Die Menschen sind während dieser Periode zwar scheinbar verständiger, aber durch einseitige Verstandesbildung zugleich unvernünftiger, also eben darum auch unverständiger geworden; und worin denn die heilsame Veränderung und die grosse Veredlung bestehe, können wir nicht einsehen, die wir auf jene Afterbildung keinen Werth zu setzen vermögen. Im Grunde geht also das Vorzügliche jener Jahrhunderte auf das hinaus, was wir schon oben zeigten, daß jene Reform zum Theil die noch

bestehende Gestaltung einer frühern Weltbildung zerstörte, die Liebe zum Alterthume wieder erweckte, und durch Beförderung der Denkfreyheit (die gegenwärtige Zeit ausgenommen), durch Hinwegräumung äusserer Hindernisse, Vermehrung empirischer Kenntnisse, ja sogar durch verkehrte Verstandesbildung das höhere, geistige Streben unserer Tage möglich machte.

Höchst sonderbar übrigens, und eigentlich auf philosophische Weise gar nicht zu erklären, ist die *Art*, wie Jacobi die Cultur des 15ten, 16ten und der darauf folgenden Jahrhunderte behandelt. Nachdem er nämlich den Werth der Reformation sehr hoch hinaufgehoben und vielleicht zum lichtesten Punkte in der ganzen Weltgeschichte gemacht hat, entsteht ihm die Frage: „ob denn die jetzt lebende Menschheit sich rühmen und erfreuen dürfe, dem grossen Ziele der Gattung etc. um vieles näher gekommen zu seyn, als es unsere Väter vor 3 Jahrhunderten waren?“ Diese Frage meint er (S. 41.) mit Recht, „müfste, wenn sie genugthuend beantwortet werden sollte, höher und auf eine die menschliche Natur überhaupt in Anspruch nehmende Weise gestellt werden. Sie müfste dann nämlich also lauten: Hat die Menschengattung ein hier auf Erden erreichbares Ziel? Und, wenn diefs, kommt ihm das ganze

Geschlecht oder wenigst einzelne Völkerschaften auf verschiedenen, wenn gleich scheinbar entgegengesetzten Wegen allmählig so nahe, daß es zuletzt irgendwo (?!) erreicht werde? — Um nun diese Frage zu lösen, verfällt er in eine Vergleichung der Thiere mit dem Menschen, und der Fähigkeiten, die dieser mit jenen gemein oder nicht gemein hat (S. 42.) „Die Sinne und den Verstand hat er mit den Thieren gemein, die Vernunft aber *gehört ihm besonders*.“ Hieraus entsteht ihm denn eine doppelte Cultur, die thierische (der Sinne und des Verstandes), und die vernünftige, die er nicht genau definirt, sondern sie nur (S. 42.) die Ausbildung zur eigentlichen Humanität, was ausschließlich und allein den Menschen zum Menschen macht, u. d. gl. nennt. Hierauf behauptet er denn (S. 43.) etwas indirect und im Namen Rousseau's, „daß eine auf das sinnliche Leben allein sich beziehende Cultur uns eigentlich nur zu schlimmern und unglücklichern Thieren mache;“ aber statt sodann darzuthun, was denn eigentlich seine Vernunftcultur sey, und ob wir darin fortgeschritten oder zurückgeblieben sind, löst er das *Räthsel*, wie er es nennt, (S. 44.) „durch ein Ja und Nein zugleich, beyde von gleicher Stärke und gleichem Recht,“ was denn als ein wahres + und — in Verbindung gesetzt = 0 zum Produkte giebt. Wir können uns

wenigstens keinen Begriff machen von diesem Ja und Nein, die, wie er fodert, sich nicht aufheben, sondern beyde einander gegenüberstehen und sich die Wage halten sollen. Gemäfs diesem wären wir zugleich fortgeschritten und zugleich zurückgegangen, was denn vernünftigerweise nichts anders heist als: *stehen geblieben*. Die folgenden Aeusserungen Jacobi's zeigen aber bald, dafs diese Gegensätze sich auch in seiner Vorstellung nicht recht die Wage halten. Denn nachdem wir (S. 44 — 48.) die langweiligen Unterscheidungen von praktischem Verstand und praktischer Vernunft, von Klugheit und Weisheit, Wohlseyn und Menschenglück u. s. w. durchgelesen haben, ergiebt sich ganz klar, dafs wir an thierischer Bildung zwar fortgeschritten, an vernünftiger aber rückwärts gegangen sind, also an wahrer Cultur nicht nur nichts gewonnen, sondern wirklich *verlohren* haben. Denn der Fortschritt in der thierischen Bildung wird doch den Rückgang in der vernünftigen nicht ersetzen sollen, damit sich das Ja und Nein des Hrn. Jacobi, wie er es fodert, einander das Gleichgewicht halten? —

Das Schwankende, Unbestimmte und Langweilige dieser ganzen Deduction, die man selber lesen mufs, um es so recht zu fühlen, liegt freylich grossentheils in der unphilosophischen Betrachtungswei-

se Jacobi's; dafs er nämlich ganz in der teleologischen und dualistischen Ansicht der Dinge lebt, die als blofse Verstandesreflexion auf keine befriedigenden Resultate führen kann. Die Menschheit hat hier auf Erden kein anderes Ziel als sich selbst, und folglich gar kein Ziel. Ihr Leben in der Zeit ist nichts anders als ihre Selbstoffenbarung, die äussere Darstellung ihrer innern Wesenheit. Diese letztere aber ist in jeder Periode dieselbe, und nur die Art der Darstellung ist für das Formelle der Erkenntnifs verschieden.

Wie H. Jacobi den Werth der Reformationsperiode viel zu hoch hinansetzt, indem er das Fehlerhafte derselben (einzeln betrachtet) gar nicht bemerkt, erniedrigt er auf der andern Seite unsere neuesten Zeiten viel zu sehr, indem ihm das höhere Streben, welches sich in Kunst und Wissenschaft hervor-
thut, gänzlich unbekannt zu seyn scheint. Die 49ste Seite besonders klingt nicht nur unphilosophisch, sondern, aufrichtig gestanden, auch ein wenig predigermässig. Er thut unserm Geschlechte doch wahrlich Unrecht, wenn er es (S. 49.) ausschliesslich in zwey Parteyen theilt, wovon die Eine „nach süsser Lust lechze,“ die andere aber „*im buchstäblichen Sinne des Wortes zum Kreuze krieche*, (?) zwischen welcher, wie er sagt, *eckelhaften* Opposition

eines wieder erstehenden*) Pfaffthums (?) und einer Genußlehre, die von Gott nichts weiß, eine Generation heranwachse, deren Schicksal keine Philosophie in ihrer Gewalt habe.“ Lächerlich ist es wenigstens, wenn H. Jacobi zuletzt vor einem „neuen Mahomed,“ wie die Menge bey ungewöhnlichen Vorfällen vor dem Antichrist, erzittert, und wenn er befürchtet, „daß man in der Wüste des Unglaubens wieder Schlangen erhöhen und zu goldenen Kälbern beten werde, wobey denn (bey diesem Schlangen- und Kälberdienst) *Philosophen* der Altäre pflegen sollen.“ Er ist schon gekommen jener neue Mahomed, und, so wollte es Gott, ein friedlicher und menschenfreundlicher, der *hohe Geist der wiedererwachten Philosophie*; und statt Schlangen und Kälber zu verehren, hat er vielmehr das angebetete Kalb der Gemeinheit vom Altare geworfen, und die Schlangen der Verläumdung und Verfolgung getödtet, die ihn bey seiner ersten Erscheinung zu umschlingen drohten.

Wir haben nun dargethan, was der Geist dieser Abhandlung *nicht ist*, und sie so eigentlich bloß

*) Wir kennen ein teutsches Land, wo das Pfaffthum allerdings wiedererstehen mußte: andere aber, wo noch sein altes, wenn gleich verändertes, Leben fort dauert.

von ihrer negativen Seite betrachtet; da wir aber als Philosophen nur in dem Positiven unsre Beruhigung finden können, so wollen wir ganz kurz auch dieses, als das innere Princip der Abhandlung, zu ergreifen suchen. Es möchte uns um so leichter fallen, da dieses nicht so ganz *rein - geistiger*, sondern immer auch etwas *irdischer* Natur zu seyn scheint.

Es kann keinem feineren Beobachter entgangen seyn, daß die Philosophie, (hier auch als bloße Reflexion so genannt) nicht das Wesentliche, die Seele des Ganzen ist. Jacobi bleibt nicht wie mancher Kantianer fest und consequent bey den trocknen Folgen seiner Verstandesschlüsse stehen und findet in diesen seine vollkommne Befriedigung; er mißbilligt vielmehr (S. 49.) die hauptsächlich durch den Kantianismus bewirkte Volksaufklärung, die bloße Verstandescultur, die einseitige Glückseligkeitslehre u. d. gl. Aber es kömmt bey ihm auch nie zur klaren lebendigen Erkenntniß des Seyns und Lebens der Dinge, sondern an die Stelle derselben tritt nur eine gewisse dunkle, moralisch - religiöse Stimmung, die wie ein ihm selbst unbekannter *Fingerzeig von oben* seiner übrigens ganz im Irdischen befangenen Denkweise doch immer eine bestimmte Richtung *nach Ienseits* ertheilt. Er strebt nach einem „ursprünglichen Zwecke, nach dem An sich

Guten, Unendlichen: aber er *weiß* es nicht, er erfährt es nicht auf unbedingte, philosophische Art — er *glaubt* es blos. Glaube also und zwar blosser Glaube ist die Seele auch dieser Jacobischen Schrift; nur dafs er nicht ausschliessend im Gemüthe, in der innern Ueberzeugung des Herzens beruht, sondern dafs er zugleich *einer äussern Stütze*, einer gegebenen Religionslehre bedarf, die H. Jacobi zwar hier nicht wörtlich genannt, aber doch in allen deutlich genug zu erkennen gegeben hat. Jacobi ist Christianer und als solcher *Protestant*; wenn gleich, wir gestehen es gerne, in höherem Sinne, als die meisten der gegenwärtigen Theologen. In allen seinen Schriften ist die Theologie der geheime Mittelpunkt, um den sie sich bewegen, die eigentliche Ursache ihres Daseyns, das Absichtliche ihrer Entstehung. Fr. Schlegel hat diefs besonders am *Woldemar* unwidersprechlich nachgewiesen*). „Wenn man,“ sagt er unter andern am Ende der Recension S. 45,, was S. 250. Th. II. von dem überschwenglichen Gegenstande überschwenglicher Liebe gesagt wird, mit den beyden Sentenzen am Schlusse vergleicht: so ist es, als würden sie durch ein plötz-

*) Recension von Jacobi's *Woldemar* in den Charakteristiken u. Kritiken v. A. W. Schlegel u. F. Schlegel I. B.

liches Licht von oben erhellt, und wie von einem heiligen Strahlenkranz umglänzt. Die Vergleichung mit allen andern Jacobischen Schriften setzt diese Vermuthung ausser allen Zweifel; denn es herrscht in ihnen nicht etwa blos eine zufällige und bedeutungslose Vorliebe für die Terminologie der matherzigen Mystik einiger affectirten Christianer; sondern dieselbe ernstliche Tendenz auf eine unbedingte Hingebung in die Gnade Gottes.“ Und früher, wo er von dem Verhältnisse Woldemar's zu den übrigen Personen spricht, wie nämlich diese nur um seinetwillen da zu seyn scheinen, und, wenn sie nicht für ihn handeln und leiden, wenigst über sein Seelenheil rathschlagen: „Das Pedantische dieser Scene würde recht anschaulich werden, wenn man eine Zeichnung dazu machen wollte: man nähme die Figuren und setzte sie um einen Tisch, wie im *Orbis pictus*, über den ein *Auge im Dreyeck* schwebt. Vielleicht erklärte dies sogar manche Dunkelheiten.“

Das protestantisch-Theologische als das eigentliche Lebensprincip auch dieser Abhandlung darzuthun, bedürfen wir aber keines Beweises aus seinen übrigen Werken. Ausser einzelnen Stellen (z. B. 27.), wo er das Wesentliche seiner Glaubenslehre fast wörtlich ausspricht, zeigt dies seine Hin-

neigung zum Alterthümlichen und Gelehrten, seine formelle Denkweise, seine moralisch-humanistische Geistesstimmung, der fromme Eifer, in den er zuweilen geräth (S. 49.), und vorzüglich die Behandlungsart der modernen Geschichte. Glaube es, wer da will, wir können uns nie überzeugen, daß die Urtheile Jacobi's über viele, besonders religiöse Gegenstände der christlichen Periode unbefangen und nicht aus besondern Gründen besonders modificirt seyen. Daß er alles eigentlich-Katholische entweder vorübergeht oder verächtlich behandelt, daß er bey seiner Gelehrsamkeit, bey seiner Empfänglichkeit für das Schöne das Mittelalter so tief erniedriget, *daß er endlich das 15te und 16te Jahrhundert über alle übrigen der modernen Geschichte, ja sogar über unsere neuesten Zeiten erhebt* — was anders als seine religiöse Ueberzeugung hätte ihn zu so einseitigen Urtheilen verleiten können?

Gegen dergleichen theologische Ideen nun, in sofern sie die besondre Glaubensnorm für einzelne Individuen oder ganze Völkerschaften bestimmen haben wir nicht nur nichts einzuwenden, sondern wir achten sie auch, wie es jedem Gebildeten, vor allen aber dem Philosophen gebührt, der die Eine Wesenheit der Religion in jeder Besonderheit ihrer

Form erblickt. Auch stehen wir mit ihnen, da ihre Sphäre eigentlich ausser der der Philosophie liegt, in keinem unmittelbaren Verhältnisse: aber sobald sie, wie hier, unter der Maske der Philosophie über Zeiten und Völker, Meinungen und Sitten abzusprechen sich erlauben, dann ist es die Pflicht der Philosophie selbst, sie in ihre Gränzen zurückzuweisen und das Endliche, Mangelhafte an denselben darzulegen.

Daraus aber, daß H. Jacobi seine theologische Ansicht nicht frey hervortreten läßt, sondern sie mehr in den Hintergrund stellt, fliessen die noch übrigen kleineren Mängel dieser Schrift, welche dem Ganzen ein zweydeutiges, ungefalliges Aeusere geben, ähnlich dem Eindruck, den uns der Anblick eines Menschen gewährt, dessen Mienen und Geberden etwas anderes sagen, als in dem Innern seines Wesens verborgen liegt.

Ueber die ganze Ideenreihe ist ein täuschendes Zwielficht verbreitet; wir werden oft nahe an die natürlichsten Resultate geführt, aber im nämlichen Augenblicke leitet uns die Hand des Verfassers durch Umwege und labyrinthische Gänge an ein Ziel, das wir nicht erwartet, an eine Folge, die wir nicht vermuthet hätten. Eine Menge Citaten und Beylagen stehen wie Schweizergarden im Vor-

hofs, und schrecken durch ihre ehrwürdige Tracht und ihre gerunzelte Stirne jeden Schüchternen zurück, sich in die innern Gemächer dieses Gebäudes zu wagen. Dem Ganzen fehlt es an innerm Zusammenhang, an gleichhin verbreitetem Leben, an schöngehaltner Individualität. Die Schreibart ist kalt und kraftlos, und wo sie imponiren oder bereden will, sinkt sie in's Geschraubte und Predigermässige. Wir können nicht umhin, von dem Stile eines so bekannten und geübten Schriftstellers zum Schlusse ein paar Proben anzuführen. Z. B. S. 1 u. 2: „Einem solchen reinen und kräftigen Ursprunge mußte der Erfolg zusagen. *Er übertraf jede Erwartung; wurde ruchtbar, warf einen überraschenden Glanz weit in die Ferne.* „Dieser Glanz reizte und erweckte die Nachahmungssucht. *Sie wollte Aehnliches erschaffen daheim; wollte aus heimischem Gewässer sich einen alles befruchtenden, jeden fremden Zuwachs entbehrlich machenden Strom bilden; nicht achtend des Mangels an über die Ebene genug hervorragenden Höhen*“ u. s. w. S. 7. — — „verkündigt ohne Rede, *stellt stillschweigend dar jene in's Unendliche sich vermannigfaltende Erfindungskraft, welche jedweden, der Bewunderungswürdiges zu fassen weis, in gedankenvolles Erstaunen setzen muß.* S. 27. „So wahr ist es, daß selbst

Religion und Kirche nur dann ihr hohes Mittleramt zwischen Erde und Himmel treu erfüllen können, wann sie immer an der Hand der freyen Untersuchung einhergehen, *eingedenk der allgemeinen Vorschrift alles zu prüfen, und nachzujagen jeder Tugend, jedem Lobe (?)*, also auch dem des heitern, vielseitigen Wissens und unbefangenen (?) Forschens *nach allen Seiten.*“ S. 42. „Sinne und Verstand hat er (der Mensch) mit den Thieren gemein. Die Vernunft gehört ihm besonders.“ Welche Steifheit und übelklingende Häufung von Participien in S. 1. u. 2.; welche schwerfällige Worte in S. 7.: wie predigermässig S. 27, und wie gemein S. 42.! — Wie möchte F. Schlegel in solchen Stellen, deren wir eine Menge anderer beybringen könnten, „einen der grössten Meister in Prosa“ wiederfinden, wie er Hrn. Jacobi in seiner Recension des Woldemar S. 38. nennt?

Fragen uns aber Einige, ehe wir die Beurtheilung schliessen, ob diese Abhandlung denn gar nichts vorzügliches an sich trage, oder ob sich denn gar kein Nutzen für Geist und Herz aus ihr ziehen lasse, so antworten wir ihnen: Allerdings mag sie *für euch* viel Empfehlungswerthes enthalten, die ihr ja gewohnt seyd, überall eine gute Seite zu finden, und euer bodenloses Gehirn wie das Fafs der

Danaiden mit immer neuem Vorrath anzufüllen, ohne Gefahr zu laufen, daß je etwas wahrhaft in demselben haften werde. Ihr könnt hier allerhand politische und literarische Anekdoten, die zu wissen es doch immer sein Gutes hat, ihr könnt eine Menge gelehrter Namen, ein wahres Quodlibet historischer und religiöser Meinungen, mit Einem Worte: ihr könnt darin Stoff genug für eure niebefriedigte Lernbegierde finden. Und so mag denn euch, die ihr von eigentlicher Gedicgenheit keine Vorstellung habt, diese Schrift von unendlichem (relativen) Nutzen seyn, unbedingten Werth aber, den nur der in das Ganze lebendig vertheilte Geist einer tiefen, aufrichtigen Untersuchung gewährt, hat sie *nicht*.

Sinnstörende Druckfehler.

S. VIII.	Z. 6. v. o.	lies	katholische	statt	kotholische.
— XVI.	— — — —	—	24. Nov.	—	14. Nov.
— 13.	Z. 7. v. o.	—	Culturgesch.	—	Curturgesch.
— 17.	— 6.	—	Vorzügliche	—	Vorzüglichste.
— 26.	— 7.	—	Niedriges	—	Niederes.
— 48.	— 18.	—	einig	—	einzig.
— 50.	— 14.	—	protestantischer	—	protestatnischer.
— 60.	— 22.	—	bestimmen, haben etc.		

Einige Worte über die

1. Die	2. Die	3. Die	4. Die	5. Die	6. Die	7. Die	8. Die	9. Die	10. Die
11. Die	12. Die	13. Die	14. Die	15. Die	16. Die	17. Die	18. Die	19. Die	20. Die
21. Die	22. Die	23. Die	24. Die	25. Die	26. Die	27. Die	28. Die	29. Die	30. Die
31. Die	32. Die	33. Die	34. Die	35. Die	36. Die	37. Die	38. Die	39. Die	40. Die
41. Die	42. Die	43. Die	44. Die	45. Die	46. Die	47. Die	48. Die	49. Die	50. Die
51. Die	52. Die	53. Die	54. Die	55. Die	56. Die	57. Die	58. Die	59. Die	60. Die
61. Die	62. Die	63. Die	64. Die	65. Die	66. Die	67. Die	68. Die	69. Die	70. Die
71. Die	72. Die	73. Die	74. Die	75. Die	76. Die	77. Die	78. Die	79. Die	80. Die
81. Die	82. Die	83. Die	84. Die	85. Die	86. Die	87. Die	88. Die	89. Die	90. Die
91. Die	92. Die	93. Die	94. Die	95. Die	96. Die	97. Die	98. Die	99. Die	100. Die

Rottmanner, Karl <<von>>,

Kritik der Abhandlung F. H. Jacobi's Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren
Geist und Zweck

Landshut 1808

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.I.o.703

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11688420-3